

4 · BAND

DIE LIEBE ZU DEN TIEREN

ERZÄHLUNGEN,
GEDICHTE UND
ABHANDLUNGEN

HERAUSGEGEBEN VON

MAGNUS
SCHWANTJE



Die
JUGENDBÜCHER
der
NEUEN
GESELLSCHAFT

wenden sich

an

eine

Jugend,

die

ihr

Herz

mit einer

neuen,

besseren

GESINNUNG

erfüllen

will.

JUGENDBÜCHER DER NEUEN GESELLSCHAFT

JUGENDBÜCHER DER NEUEN GESELLSCHAFT

BAND 3

DIE LIEBE ZU DEN TIEREN

ERZÄHLUNGEN, GEDICHTE
UND ABHANDLUNGEN

HERAUSGEGEBEN VON
MAGNUS SCHWANTJE

HERAUSGEGEBEN
VOM
VERLAG DER NEUEN GESELLSCHAFT

1923
VERLAG DER NEUEN GESELLSCHAFT
BERLIN W 15

DIE LIEBE ZU DEN TIEREN

Von Emile Zola.

Warum gibt es mir einen Ruck im Herzen, wenn ich in unseren geräuschvollen Straßen einem verlaufenen Hund begegne?

Wenn ich das Tier hin- und herlaufen, jedermann beschnuppern sehe, augenscheinlich trostlos, weil es seinen Herrn nicht wiederfinden kann: warum verursacht mir dies ein solches Mitleid, eine solche Herzbeklemmung, daß mir die Freude an meinem Spaziergang verdorben wird?

Warum verläßt mich die betäubende Erinnerung an den verlaufenen Hund bis zum Abend, bis zum nächsten Tag nicht mehr? Warum kehrt sie in einer Aufwallung brüderlichen Mitgefühls wieder, in der Sorge, zu wissen, was das Tier macht, wo es ist, ob man es aufgenommen hat, ob es sein Essen hat, ob es nicht hinter einem Eckstein fröstelnd Zuflucht gesucht?

Warum habe ich in meinem Gedächtnisse die tieftraurige, von Zeit zu Zeit neu auflebende Erinnerung an herrenlose Hunde bewahrt, die ich vor zehn, vor zwanzig Jahren getroffen? Gleichsam das Leiden des armen Tieres selbst, das nicht reden kann und sich in unseren großen Städten nicht durch seine Arbeit ernähren kann?

Warum versetzt das Leiden eines Tieres mich in eine solche Bestürzung? Warum kann ich den Ge-

danken nicht ertragen, daß ein Tier leidet, sodaß ich des Nachts, im Winter, aufstehe, um mich zu überzeugen, ob meine Katze auch ihre Schale Wasser hat? Warum sind alle Tiere der Schöpfung meine kleinen Anverwandten? Warum erfüllt mich der bloße Gedanke an sie mit Erbarmen, Duldsamkeit und Liebe?

Warum zähle ich alle Tiere zu meiner Familie, gerade so wie die Menschen?

*

Oft genug habe ich mir die Frage vorgelegt, und ich glaube, daß weder die Physiologie, noch die Psychologie sie in genügender Weise beantwortet habe. . . . Ich bin überrascht, daß noch niemand diese Arbeit versucht hat, denn mich dünkt, daß dieses Problem mit allerlei sehr ernstesten Fragen zusammenhängt und den innersten Kern unserer Humanität berührt.

Man hat behauptet, daß die Tiere die Kinder ersetzen bei den alten Jungfern, die an der Frömmigkeit allein kein Genüge finden. Das ist aber nicht wahr; die Liebe zu den Tieren dauert fort und weicht nicht der Mutterliebe, wenn diese im Weibe erwacht ist. Zwanzigmal habe ich die Wahrnehmung machen können, daß Mütter, die ihre Kinder leidenschaftlich lieben, die Zuneigung für die Tiere ebenso lebhaft und tatkräftig bewahrt haben wie in ihrer Jugend. Diese Zuneigung ist eine ganz eigenartige; sie wird nicht verkürzt durch die anderen Gefühle und sie verkürzt nicht die anderen Gefühle. Nichts beweist entschiedener als diese Tatsache, daß diese Zuneigung an und für sich existiert, daß sie deutlich von den anderen Arten der Liebe unterschieden ist, daß man sie besitzen oder nicht besitzen kann, aber

daß sie eine vollständige Aeußerung der allgemeinen Liebe ist und nicht etwa eine Modifikation, oder eine Entartung irgend einer der besonderen Arten zu lieben. . . .

Diejenigen, die diese Liebe nicht fühlen, scherzen darüber, erzürnen sich darüber, erklären sie für unsinnig; ganz so wie diejenigen, die gewisse Frauen nicht lieben, nicht zugeben wollen, daß andere sie lieben. Sie ist — wie alle großen Gefühle — lächerlich und köstlich zugleich, voll Torheit und voll Freude, wahrhafter Extravaganzen ebenso fähig wie der weisesten und festesten Entschlüsse.

Wer wird diese Liebe studieren? Wer wird uns sagen, wie tief ihre Wurzeln in unserem Wesen haften? Wenn ich mich selbst befrage, glaube ich wohl, daß meine Barmherzigkeit für die Tiere darin ihren Ursprung hat, daß sie nicht reden, ihre Bedürfnisse nicht erklären, ihre Uebel nicht bezeichnen können. Ein Geschöpf, welches leidet und kein Mittel besitzt, uns zu verstehen zu geben, wie und warum es leidet: ist das nicht furchtbar, ist das nicht herzbeklemmend? Daher meine fortwährende Wachsamkeit neben einem Tiere und meine Sorge, ob ihm nicht etwas mangelt, wobei ich sicherlich den Schmerz übertreibe, den es leiden mag. Ganz so wie die Amme neben dem Kinde, das sie pflegen, dem sie Erleichterung verschaffen muß.

Doch das ist Barmherzigkeit, Mitleid; aber wie erklärt man die Liebe? Die Frage ist vollständig ungelöst, warum das gesunde Tier, das Tier, das meiner nicht bedarf, mein Freund, mein Bruder, mein Genosse bleibt, den ich aufsuche und liebe? Warum bei mir diese Liebe und warum bei anderen die Gleichgiltigkeit, ja der Haß?

*

Vor nicht langer Zeit, eben als ich den Roman beendete, welcher Rom zum Rahmen hat, erhielt ich aus dieser Stadt einen langen Brief, der mich unendlich gerührt hat.

Ich glaube den Urheber dieses Briefes nicht nennen zu sollen. Es ist ein höherer Offizier der italienischen Armee, ein Held der Freiheit, hochbetagt — wie ich glaube — und seit langer Zeit im Ruhestande. Wenn ich den Gegenstand seines Briefes in die Öffentlichkeit bringe, so glaube ich damit seinen Absichten zu entsprechen, ja, ihm ein großes Vergnügen zu bereiten.

Er schrieb mir, um mich zu bitten, daß ich in meinem Roman die Tiere in meinen Schutz nehme. Am besten, ich zitiere ihn wörtlich: „Haben Sie die fürchterlichen Grausamkeiten bemerkt, die man in Rom straflos an den Tieren verübt, öffentlich ebenso wie im Geheimen? Diese Tatsache existiert und äußert sich ganz offen, in empörender, verabscheuungswürdiger Weise. Nichts hat vermocht sie abzustellen. Ich glaube, daß Sie allein dieses Wunder bewirken könnten durch Ihr mächtiges Wort, durch die allgemeine Aufmerksamkeit, über welche Sie verfügen, durch die allgemeine Empörung, die auf Ihr entrüstetes Wort ohne Zweifel losbrechen würde. Zu diesem Thema, welches ich mein Leben lang studiert habe, könnte ich Ihnen zahllose Tatsachen liefern.“

Kann es etwas Rührenderes geben als diesen Aufruf eines alten Soldaten zugunsten der armen leidenden Tiere? Er täuscht sich seltsamerweise über meine Macht, und ich muß mich entschuldigen, jenen Satz aus seinem Briefe wiedergegeben zu haben, in welchem er meinem Worte eine so übertriebene Be-

deutung beilegt. Aber ist er in Wahrheit nicht eine reizende und rührende Erscheinung, dieser Verteidiger der Tiere, der sein ganzes Leben lang sie beschützt hat, sich für besiegt erklärt und einen schlichten Romanschreiber einer benachbarten Nation aufsucht, um ihn für die Sache zu interessieren und von ihm jene Fürsprache zu erbitten, von welcher er endlich, wenn nicht das Heil, so doch eine Erleichterung erwartet? Ich gestehe, daß der Freund der verlaufenen Hunde in mir sogleich mit dem alten tapferen Soldaten sympathisiert hat, der ohne Zweifel ein wackerer Mensch ist.

Mein Roman war schon beendet, und ich konnte ihm nicht eine einzige Seite mehr im Interesse der Tiere einfügen. . . .

Wir haben in Paris erlebt, daß einige alte Damen den gelehrten Vivisektoren auflauerten und mit ihren Sonnenschirmen über sie herfielen. Sie schienen sehr lächerlich. Aber kann man sich die Empörung vorstellen, welche diese armen Seelen bei dem Gedanken ergreifen mußte, daß man lebende Hunde nahm, um sie in Stücke zu zerschneiden? Man bedenke doch, daß sie diese erbarmungswürdigen Hunde lieben, und daß ihnen ist, als schnitte man ihnen in das eigene Fleisch! Der Held, der mir geschrieben, der sich geschlagen hat ohne Furcht und Tadel, der keinen Schrecken kannte, wenn es galt zu töten oder getötet zu werden: er gehört sicherlich zur großen Familie dieser brüderlich fühlenden Seelen, welche der Gedanke an das Leiden untröstlich macht, selbst der Gedanke an die Leiden der Tiere und hauptsächlich der Tiere, die weder reden, noch kämpfen können. Ich drücke ihm öffentlich die Hand, mit den Gefühlen der Liebe und Verehrung.

*

Ich hatte einst ein Hündchen, einen Terrier kleinster Gattung, Namens Fanfan. In der Hunde-Ausstellung hatte ich ihn gesehen, wo er mit einer großen Katze zusammen in einem Käfig untergebracht war. Das Hündchen blickte mich mit so zärtlichen Augen an, daß ich dem Hundeverkäufer sagte, er solle es ein wenig aus dem Käfig nehmen. Auf die Erde gesetzt, trippelte das Tierchen wie ein kleiner Hund auf Rädern. Ich war entzückt und kaufte es.

Nun denn, das war ein verrücktes Hündchen. Eines Morgens — ich hatte es kaum seit acht Tagen — begann es, sich um sich selbst zu drehen, immer im Kreise, ohne Ende. Wenn es ermattet, wie trunken hinfiel, erhob es sich mühsam wieder und begann von neuem sich zu drehen. Wenn ich, von Mitleid ergriffen, es in meine Arme nahm, bewegten sich die Pfötchen weiter, als drehte es sich noch immer, und wenn ich es wieder zur Erde setzte, begann es von neuem sein ewiges Kreisen. Der herbeigerufene Tierarzt meinte, das Hündchen leide an einer Gehirnkrankheit, und er machte sich erbötig, es zu vergiften. Ich lehnte sein Anerbieten ab. In meinem Hause sterben alle Tiere ihres natürlichen Todes und ruhen in einem Winkel des Gartens.

Es schien, als wäre Fanfan von diesem ersten Anfall genesen. Zwei Jahre lang gehörte er zu meinem Leben und ward mir teuer in einem Grade, daß ich es nicht sagen kann. Er verließ mich nicht mehr, hockte neben mir, in meinem Lehnssessel, während meiner vierstündigen Morgenarbeit und nahm so teil an aller Mühsal und an allen Freuden des geistigen Schaffens, hob sein Näschen in den Augenblicken der Erholung und schaute mich mit seinen hellen Aeuglein an. Er nahm teil an allen meinen Spaziergängen, lief vor mir her wie auf Räderchen, daß die

Leute lachten; wenn wir heimgekehrt waren, schlief er unter meinem Sessel; des Nachts ruhte er am Fuße meines Bettes auf einem Kissen. Ein so festes Band hatte sich um uns geschlungen, daß bei der kürzesten Trennung ich ihm fehlte und er mir fehlte.

Und plötzlich ward Fanfan wieder ein verrücktes Hündchen. Er hatte zwei oder drei Anfälle in langen Zwischenräumen. Dann wurden die Anfälle häufiger, die Intervalle kürzer, und unser Leben ward furchtbar. Wenn die Drehkrankheit ihn erfaßte, drehte er sich ohne Ende. Ich konnte ihn nicht mehr bei mir, im Fauteuil behalten. Ein Dämon war in ihn gefahren, ich hörte ihn Stunden lang meinen Tisch umkreisen. Doch besonders des Nachts litt ich, wenn ich ihn ausdauernd und wild seinen Rundgang machen hörte, mit einem unausgesetzten Trippeln seiner Pfötchen auf dem Teppich. Wie oft erhob ich mich, um ihn in meine Arme zu nehmen und ein, zwei Stunden bei mir zu behalten, hoffend, daß sein Anfall sich legen würde; aber sobald ich ihn wieder auf den Teppich setzte, begann er von neuem seinen Kreisgang. Man lachte mich aus und sagte, ich sei selbst ein Narr, weil ich den kleinen verrückten Hund in meinem Zimmer behielt. Aber ich konnte nicht anders; mein Herz brach bei dem Gedanken, daß ich nicht mehr da sein würde, um ihn aufzunehmen und zu beruhigen, und daß er mich nicht mehr anschauen würde mit seinen hellen, trostlosen Aeuglein, um mir zu danken.

Und so starb Fanfan eines Morgens in meinen Armen, die Augen auf mich gerichtet. Ein leichter Ruck und es war aus; ich fühlte bloß, wie sein kleiner, zuckender Körper schlaff wurde wie ein Lappen. Die hellen Tränen standen mir in den Augen, und es ging mir wie ein Riß durch das Herz. Ein Tier, nur

ein kleines Tier; aber ich litt so sehr durch seinen Verlust, und die Erinnerung an Fanfan war eine so beharrliche, daß ich meinen Schmerz schildern wollte, in der Gewißheit, daß dies Blätter wären, aus welchen der Leser mein Herz herausfühlen würde. Heute ist alles dies fern; andere Leiden sind gekommen; und ich fühle, daß die Dinge, die ich über ihn erzählte, eisig kalt sind. Damals aber schien es mir, daß ich so viel zu sagen hätte, und daß ich wahre, tiefe und entscheidende Dinge über die Liebe zu den Tieren gesagt haben würde, die so dunkel und so mächtig ist, über welche ich in meiner Umgebung lächeln sah und die mich dennoch so beklommen machte, daß sie schier mein Leben trübte.

Ja, warum habe ich mich so innig dem verrückten Hündchen angeschlossen? Warum habe ich mich mit ihm verbrüdet wie mit einem menschlichen Wesen? Warum habe ich es beweint, wie man ein teures Wesen beweint? Ist es nur die unersättliche Liebe, die ich in mir fühle für alles, was da lebt und leidet, eine Brüderlichkeit im Leid, eine Barmherzigkeit, die mich zu den Untersten und Aermsten drängt?

*

Und siehe da, ich hatte einen Traum nach dem Aufruf, den ich aus Rom bekommen, nach dieser Bitte eines alten Soldaten, der meine Hilfe für die Tiere anrief.

Die Tiere haben noch kein Vaterland. Es gibt noch nicht deutsche Hunde, italienische Hunde, französische Hunde. Es gibt überall nur Hunde, die da leiden, wenn man sie prügelt. Nun denn: könnte man nicht damit beginnen, daß man von Nation zu Nation sich über die Liebe einigt, die man den Tieren schuldet? Von dieser univer-

sellen, über die Grenzen der Länder hinwegsetzenden Liebe zu den Tieren würde man vielleicht zu der universellen Liebe zu den Menschen gelangen. Wenn die Hunde der ganzen Welt Brüder geworden, allerorten mit der nämlichen Liebe gehegt, nach den nämlichen Gesetzen behandelt würden und so das einzige freie Volk wären, außerhalb der kriegerischen und brudermörderischen Idee vom Vaterlande stehend: wäre das nicht der erträumte Weg zur Stadt der künftigen Glückseligkeit? Internationale Hunde, die von allen Völkern geliebt und geschützt werden könnten, die allen Völkern gemeinsam wären — mein Gott, welch ein schönes Beispiel! Und wie sehr wäre es wünschenswert, daß die Menschheit sich sogleich dieser Schule zuwende, in der Hoffnung, sich später sagen zu können, daß solche Gesetze nicht für die Hunde allein geschaffen sind!

Und dies einfach im Namen des Mitleidens, um das Leiden zu töten, das abscheuliche Leiden, von welchem die Natur lebt und welches die Menschheit auf das geringste mögliche Maß einzuschränken sich anstrengen sollte, in einem fortwährenden Kampfe, in dem einzigen Kampfe, in welchem auszuharren weise wäre. Schafft Gesetze, welche verhindern, daß die Menschen geprügelt werden, welche den anderen das tägliche Brot sichern, Gesetze, welche die Menschen mit den Banden einer universellen Gesellschaft vereinigen würden, einer Gesellschaft zum Schutze gegen sie selbst, sodaß endlich der Friede auf Erden herrschen würde! Wie für die armen herumirrenden Tiere sollen sich die Menschen ganz bescheiden zu dem einzigen Ziele vereinigen, daß sie nicht mehr Stockstreiche empfangen und weniger leiden.

DIE SPITZIN

Von Marie von Ebner-Eschenbach.

Zigeuner waren gekommen und hatten ihr Lager beim Kirchhof außerhalb des Dorfes aufgeschlagen. Die Weiber und Kinder trieben sich bettelnd in der Umgegend herum, die Männer verrichteten allerlei Flickarbeit an Ketten und Kesseln und bekamen die Erlaubnis, so lange da zu bleiben, als sie Beschäftigung finden konnten und einen kleinen Verdienst.

Diese Frist war noch nicht um, eines Sommermorgens aber fand man die Stätte, an der die Zigeuner gehaust hatten, leer. Sie waren fortgezogen in ihren mit zerfetzten Plachen überdeckten, von jämmerlichen Mähren geschleppten Leiterwagen. Von dem Aufbruch der Leute hatte niemand etwas gehört noch gesehen; er mußte des Nachts in aller Stille stattgefunden haben.

Die Bäuerinnen zählten ihr Geflügel, die Bauern hielten Umschau in den Scheunen und in den Ställen. Jeder meinte, die Landstreicher hätten sich etwas von seinem Gute angeeignet und dann die Flucht ergriffen. Bald aber zeigte sich, daß die Verdächtigten nicht nur nichts entwendet, sondern sogar etwas dargelassen hatten. Im hohen Grase neben der Kirchhofmauer lag ein splitteracktes Knäblein und schlief. Es konnte kaum zwei Jahre alt sein und hatte eine sehr weiße Haut und spärliche hellblonde Haare. Die

Witwe Wagner, die es entdeckte, als sie auf ihren Rübenacker ging, sagte gleich, das sei ein Kind, das die Zigeuner, Gott weiß wann, Gott weiß wo, gestohlen und jetzt weggelegt hätten, weil es elend und erbärmlich war und ihnen niemals nützlich werden konnte.

Sie hob das Bübchen vom Boden auf, drehte und wendete es und erklärte, es müsse gewiß irgendwo ein Merkmal haben, an dem seine Eltern, die ohne Zweifel in Qual und Herzensangst nach ihm suchten, es erkennen würden, „wenn man das Merkmal in die Zeitung setze“. Doch ließ sich kein besonderes Merkmal entdecken und auch später, trotz aller Nachforschungen, Anzeigen und Kundmachungen, weder von den Zigeunern noch von der Herkunft des Kindes eine Spur finden.

Die alte Wagnerin hatte es zu sich genommen und ihre Armut mit ihm geteilt, nicht nur aus Gutmütigkeit, sondern auch in der stillen Hoffnung, daß seine Eltern einmal kommen würden, in Glanz und Herrlichkeit, es abzuholen und ihr hundertfach zu ersetzen, was sie für das Kindlein getan hatte. Aber sie starb nach mehreren Jahren, ohne den erwarteten Lohn eingeheimst zu haben, und jetzt wußte niemand, wohin mit ihrer Hinterlassenschaft — dem Findling. Ein Armenhaus gab es im Dorfe nicht, und die Barmherzigkeit war dort auch nicht zu Hause. Wen um Gottes willen ging das halbverhungerte Geschöpf etwas an, von dem man nicht einmal wußte, ob es getauft war? „Einen christlichen Namen darf man ihm durchaus nicht geben“, hatte der Küster von Anfang an unter allgemeiner Zustimmung erklärt; aber auf die Frage der Wagnerin: „Was denn für einen?“ keine Antwort gewußt. „Geben S' ihm halt einen provisorischen“, war die Entscheidung ge-

wesen, die endlich der Herr Lehrer getroffen, und die halb taube Alte hatte nur die zwei ersten Silben verstanden und den Jungen Provi und nach seinem Fundorte Kirchhof genannt. Nach ihrem Tode waren alle darüber einig, daß dem Provi Kirchhof nichts Besseres zu wünschen sei, als eine recht baldige Erlösung von seinem jämmerlichen Dasein. Der Armselige lebte vom Abhub, kleidete sich in Fetzen — abgelegtes Zeug, ob von kleinen Jungen, ob von kleinen Mädchen, galt gleich — ging barhäuptig und barfüßig, wurde geprügelt, beschimpft, verachtet und gehaßt, und prügelte, beschimpfte, verachtete und haßte wieder. Als für ihn die Zeit kam, die Schule zu besuchen, erhielt er dort zu den zwei schönen Namen, die er schon hatte, einen dritten: „Der Abschaum“, und tat, was in seinen Kräften lag, um ihn zu rechtfertigen.

Da war am Orte die brave Schoberwirtin. Im vergangenen Herbst hatte Provi in einem Winkel ihrer Scheuer eine Todeskrankheit durchgemacht, ohne Arzt und ohne Pflege. Nur die Schoberin war täglich nachsehen gekommen, ob es nicht schon vorbei sei mit ihm und hatte ihm jeden Morgen ein Krüglein voll Milch hingestellt. Die Gewohnheit, ihm ein Frühstück zu spenden, behielt sie bei, auch nachdem er gesund geworden war. Pünktlich um fünf fand er sich ein, blieb auf der Schwelle der Wirtsstube stehen und rief: „Mei Müalch!“ Er bekam das Verlangte und ging seiner Wege. Einmal aber ereignete sich etwas ganz Ungewöhnliches. Der Wirt, der sonst seinen Abendrausch regelmäßig im Bette ausschließ, hatte ihn diese Nacht auf der Bank in der Wirtsstube ausgeschlafen und erwachte im Augenblick, in dem Provi auf die Schwelle trat und rief: „Mei Müalch!“

„Was sagte der Lackel? Was wollte er?“ Schober dehnte und reckte sich. Ein verflucht kantiges Lager hatte er gehabt, seine Glieder schmerzten ihn, und seine Laune war schlecht. Der grobe Klotz Provi fand heute an ihm einen groben Keil. „Nicht zu verlangen, zu bitten hast, Du Lump! Kannst nicht bitten?“

Der Junge riß die farblosen Augen auf, sein schmales Gesicht wurde noch länger als sonst, der große, blasse Mund verzog sich und sprach: „Nein!“

Die Früchte, die ihm dieses Wort eintragen sollte, reiften sogleich. Schober sprang auf ihn zu, verabschiedete ihm sein Frühstück in Gestalt einer tüchtigen Tracht Prügel und warf ihn zur Tür hinaus. Solche kleine Zwischenfälle machten aber keinen Eindruck auf den Jungen. Wie alltäglich fand er sich am nächsten Morgen wieder ein und forderte in gewohnter Weise „seine“ Milch. Die Wirtin gab sie ihm, aber eine gute Lehre dazu:

„Du mußt bitten lernen, Bub, weißt? — bitten. Bist schon alt genug, bist g'wiß — ja, wenn man bei Dir nur was g'wiß wüßt! — schon vierzehn. Also merk' Dir, von morgen an: Wenn's kein Bitten gibt, gibt's keine Milch.“ Sie blieb dabei, ob es ihr auch schwer wurde. Wie schwer, sah Provi wohl, und es war ihm ein Genuß, eine Befriedigung seiner Lumpeneitelkeit. Ihm, dem Ausgestoßenen, dem Namenlosen, war Macht gegeben, der reichsten Frau im ganzen Orte Stunden zu trüben und die Laune zu verderben. Sie blickte ihm mit Bekümmernis nach, wenn er ohne Gruß an ihrer Tür vorüberging, zur Arbeit in den Steinbruch.

Dort taglöhnerte er jetzt beim Wegemacher, der ihn in Kost genommen und ihm ein Obdach im Ziegenstall gegeben hatte. Der Wegemacher brauchte

nicht, wie die anderen Leute, den Umgang mit Provi für seine Kinder zu fürchten. Die fünf Wegemacherbuben konnte der Auswürfling nichts Böses lehren, sie wußten ohnehin schon alles und waren besonders Meister in der Tierquälerei. Die Ziegen, Kaninchen, die Hühner, die ihnen untertan waren, und der Haushund, die unglückliche Spitzin, gaben Zeugnis davon, ihre Narben erzählten davon und ihre beschädigten Beine und ihre gebrochenen Flügel. Provi fand sein Ergötzen an dem Anblick der Roheit, den er jetzt stündlich genießen konnte. Er fing für die kleineren der Buben Vögel ein und gab sie ihnen „zum Spielen“, und dann konnten sie von Glück sagen, wenn sie kein allzu zähes Leben hatten.

Das ärmste von den armen Tieren der Wegemacherfamilie war aber die alte Spitzin. Sie lief nur noch auf drei Beinen und hatte nur noch ein Auge. Ein Fußtritt des Erstgeborenen unter ihren Peinigern hatte sie krumm, ein Steinwurf sie halb blind gemacht. Trotz dieser Defekte trug sie ihr impertinentes Näschen hoch und ihr Schwänzchen aufrecht, bellte jeden fremden Hund, der sich blicken ließ, wütend an, und ihre Beschimpfungen gellten ihm auf seinem Rückzuge nach. Die Söhne des Wegemachers fürchtete, ihn selbst haßte sie, weil er ihr die kaum geborenen Jungen immer wegnahm und, bis auf ein einziges, in den See warf.

Zur Zeit, in der Provi beim Wegemacher Steine klopfte und Sand siebte, bekam die Spitzin noch im Greisenalter abermals Junge, ihrer vier, von denen drei gleich ins Wasser mußten. Sie konnte kaum eines mehr ernähren, sie war zu alt und zu schwach, und es sah ganz danach aus, als ob sie nicht mehr lange leben sollte. Das Geschäft des Ersäufens übertrug der Vater an jenem Tage seinem Aeltesten, dem

Anton, und dem machte etwas, das einem andern Geschöpf wehtat, dieses Mal kein Vergnügen. Die Spitzin war bissig wie ein Wolf, wenn sie Junge hatte.

„Der Vater fürcht si vor ihr“, sagte Anton zu Provi, „drum schickt er mi. Komm' mit, halt' sie, wenn ich ihr die Jungen nimm, halt' ihrs Maul zu, daß mi nit beißen kann.“

Im Holzverschlag neben dem Ziegenstalle auf einer Hand voll Stroh lag zusammengeringt die schwarze Spitzin und unter ihr und um sie herum krabbelten ihre Kleinen und winselten und suchten mit blinden Augen und tasteten mit weichen, hilflosen Pfötchen.

Die Spitzin hob den Kopf, als die Knaben sich ihr näherten, ließ ein feindseliges Knurren vernehmen, fletschte die Zähne.

„Dummes Viech, grausliches!“ schrie Anton und streckte halb zornig, halb ängstlich die Hand nach einem der Hündchen aus. „Halt sie! halt sie! daß sie mi nit beißt!“

Schon recht, wenn's Di beißt, dachte Provi. Es fiel ihm nicht ein, sich um Antons willen in einen gefährlichen Kampf mit der Hündin einzulassen; nur um die eigene Sicherheit war ihm zu tun, und so nahm er seine Zuflucht zu einer Kriegslist, kauerte auf den Boden nieder und hob mit kläglichlicher Stimme an: „Oh die orme Spitzin, no jo, no jo! Ruhig, orme Spitzin, so, so . . . ma tut ihr jo nix, ma nimmt ihr jo nur ihre Jungen, no jo, no jo!“

Die Spitzin zauderte, knurrte noch ein wenig, doch mehr behaglich jetzt als böse. Die Worte, die Provi zu ihr sprach, verstand sie nicht, aber ihren sanften, beschwichtigenden Ton verstand sie und dem glaubte sie. Was wußte die Spitzin von Arglist und Heuchelei? Ein Mensch sprach einmal gütig zu ihr, so war auch seine Meinung gütig. Sie legte

sich wieder hin, ließ sich streicheln, schloß bei der ungewohnt wohlthuenden Berührung wie zu wonnigem Schlaf ihr Auge. Die Schnauze steckte sie in Provis hohle Hand, die sie ihm dankbar und zärtlich leckte.

„No — also no!“ rief er den Kameraden an: „Pack 's z'amm'. Mach g'schwind!“

Anton griff zu und im nächsten Augenblick sprang er auch schon mit drei Hündchen in den Armen aus dem Verschlag, in großen, fröhlichen Sätzen über die Straße, die Uferböschung zum See hinab. Provi folgte ihm eiligst nach; den Hauptspaß mit anzusehen, wie die Hündchen ertränkt wurden, konnte er sich nicht entgehen lassen.

Es war merkwürdig, daß von nun an die Nachbarschaft der Spitzin dem Provi völlig widerwärtig zu werden begann. Nur schlecht gefügte Bretter trennten seine Schlafstätte von der ihren, und jede Nacht störte sie ihn mit ihrem Gewinsel. Im Kopfe der Alten war ein „Radel laufet“ worden, sonst hätte sie doch nach einiger Zeit begriffen: die Jungen sind fort und nie, nie mehr zu finden, und man muß endlich aufhören, nach ihnen zu suchen. Dieses Mal hörte sie nicht auf. Sie schien von einem Tag zum andern immer wieder zu vergessen, daß sie gestern schon alle Winkel umsonst durchsucht hatte. Sie schnüffelte, sie kratzte an der Tür, scharrte ihr bischen Stroh auseinander und wieder zusammen, kroch hinter den Holzstoß, drängte sich in die Ecke, in der die Werkzeuge lehnten, warf einmal ein paar Schaukeln um und flüchtete voll Entsetzen. Eine Zeit lang war Ruhe, dann trippelte sie wieder herum und suchte und suchte! Und ihr Trippeln weckte ihn, an dem früher die brüllenden Rinderherden vorüber gezogen, ohne ihn im Schlafe zu stören. Wenn er

schief, schief er, verschief Hunger und Elend; dazu vor allem brauchte er den bombenfesten Schlaf, um den er plötzlich gekommen war, denn jetzt schrak er auf beim Herumgehen und Schnüffeln der Alten. Und kalte Schweißtropfen liefen ihm über die Stirn in der „Baracken“, der den ganzen Tag die Sonne aufs Dach schien und in der es so heiß war, daß es in der Hölle nicht heißer sein kann . . . Ob das auch mit rechten Dingen zunging, ob nicht etwas Uebernatürliches dahinter steckte? Freilich, der Anton sagt, es gibt nix Uebernatürliches. Aber der Allergescheiteste ist der Anton am Ende doch nicht, und dem Provi ist manchmal sogar vorgekommen, daß er ein großer Esel ist, was man allerdings nicht sagen darf, ohne furchtbar gedroschen zu werden von ihm und von seinem Vater; Provi weiß das aus Erfahrung.

An den Wegemacherleuten hatte er seine Meister gefunden, die bändigten ihn mit Schlägen und mit Hunger. „Sticht Dich der Haber?“ hieß es bei der geringsten Widersetzlichkeit, und von seiner elenden und ungenügenden Ration zog ihm sein Herr die Hälfte ab.

Jeder andre wär' schon draufgegangen, sagte er sich selbst; er jedoch wollte nicht draufgehen, er wollte noch viel Zeit haben, um den Menschen alles Böse, das sie ihm getan hatten, mit Bösem zu vergelten. Daß es auch einige gab, die ihm Gutes getan hatten, war längst vergessen; und was die Schoberwirtin betraf, die alte Hex, gegen die hegte er einen unversöhnlichen Groll. Warum schenkte sie ihm nichts mehr, sie, die so viel Geld hatte und so viele Sachen? Sie wußte gewiß nicht, wohin mit ihrem Reichtum, und gab doch nichts umsonst, wollte gebeten werden um ein paar armselige Tropfen Milch.

Wie sie ihn ansah, wenn er vorüberging . . . Förmlich herausfordernd: So bitt' doch! — Die Krot, die! Die konnte warten. Einmal hatte sie ihn gar angesprochen: „Du schaust aus! Wie der leibhaftige Hunger schaut aus! Hast noch nicht bitten g'lernt?“ Er rief ihr ein freches Schimpfwort zu und schritt weiter.

Eine Woche verging. Immer noch hatte die Spitzin sich nicht ganz beruhigt, suchte und schnüffelte immer noch, besonders bei Nacht, in ihrem Verschlage herum. So geschah es, daß sie den Provi einst zu besonders unglücklicher Stunde weckte. Er hatte sich so spät erst auf seine Lagerstätte aus Hobelspanen und schmutzigem Heu hinstrecken können, weil er noch, nach beendetem Arbeitstage, die Ziegen, die der Wegemacher ins nächste Dorf verkauft, dahin hatte treiben müssen. Und auch jetzt noch kein Ende der verfluchten Plackerei, nicht wenigstens ein paar Stunden ungestörten Schlafes? Die Spitzin scharrte und suchte und suchte, und Provi drohte und polterte mit den Füßen gegen die Bretterwand. Sie gab nach, ein Stück von ihr fiel krachend hinüber ins Bereich der Spitzin. Sie stieß ein erschrockenes Gebell hervor, das Kleine winselte, dann war alles still. „Teixel überanander, wirst jetzt an Fried' geben, Rabenviech?“ murmelte Provi und legte sich zurecht und zog die Knie bis zum Kinn herauf, denn so schlief es sich am besten. Aber just jetzt wollte es mit dem Einschlafen nicht gehen, trotz der Stille und trotz seiner Erschöpfung und trotz seiner Schlaftrunkenheit! Allerlei Gedanken kamen einhergeschlichen, ganz neue Gedanken, nie von ihm gedachte. Ja, die Spitzin war ein Rabenviech mit ihrer Sucherei, wenn aber seine Mutter auch so gewesen wäre, wie sie, und so rastlos nach ihm gesucht hätte, sie hätte ihn

gewiß gefunden; er hatte ja in der Zeitung gestanden, er war ja angeschlagen gewesen auf dem Bezirksamt. Am End' hat sie sich's gar nicht verlangt, ihn zu finden. Die Zigeuner haben ihn am End' gar nicht gestohlen, seine Mutter — „die Miserabliche!“ — hat ihn ihnen am End' geschenkt, noch drauf gezahlt vielleicht, daß sie ihn nehmen . . . No jo! vielleicht wird sie sich seiner geschämt haben, war vielleicht was Hohes, eine Bauerstochter oder eine Wirtstochter . . . Verfluchter Kuckuck! wenn sie so eine Wirtstochter gewesen wäre, und ihn behalten hätte . . . Alle Sonntag würd' er sich seinen Rausch angetrunken haben, und am Montag hätt' er immer blau gemacht und im Wirtshaus und auf der Kegelbahn geraucht, getrunken, gerauft. Ein Götterleben malte er sich aus, als — verfluchtes Rabenviech! — die Spitzin nebenan wieder anfang zu stöhnen und zu kratzen und ihn aus seinen Träumen riß, die so wonnig gewesen waren. Voll Zorn richtete er sich auf, nahm ein Scheit Holz, trat über die niedergeworfenen Bretter in den Verschlag des Hundes und führte knirschend wuchtige Schläge gegen den Boden, auf dem die Spitzin im Dunkeln ängstlich herumschoß. Er sah nicht, wohin er traf, er drosch zu, nach rechts und nach links, vorwärts und rückwärts und endlich — da hatte er sie erwischt, da zuckte etwas Weiches, Lebendiges unter seinem wütend geführten Hieb. Ein kurzes, klägliches — ein anklagendes Geheul ertönte, gellte grell und förmlich schmerzhaft an Provis Ohr. Es überrieselte ihn. Was für ein seltsames Geheul das gewesen war . . . „No jo“ — das „Rabenviech“ hat jetzt genug, wird Ruh' geben, eine Weil wenigstens.

Er kehrte zu seiner Lagerstätte zurück, kauerte sich zusammen und schlief gleich ein.

Nach ein paar Stunden erwachte er plötzlich. Die aufgehende Sonne sandte einen feurigen Strahl aus, der ihm durch eine Luke in der Tür des Verschlages und durch die Bresche in der Wand leuchtend rot ins Gesicht blitzte. Er öffnete die Augen und stand auf. Die Spitzin kam ihm plötzlich und recht unbehaglich ins Gedächtnis. Wenn er sie „so“ tot geschlagen haben sollte heute nachts, würde der Wegemacher, der keinen Eingriff in sein Eigentum duldet, schwerlich versäumen, ihn selbst halb tot zu schlagen. „No jo!“ dachte er und fuhr mit den zehn Fingern durch seine staubigen Haare, um die Heustengel zu entfernen, die sich in ihnen verfangen hatten.

Da rührte sich etwas zwischen den Brettern, da kroch es langsam heran. Die Spitzin kroch heran und schleppte ihr Junges im Maul herbei. Sie hatte es an der Nackenhaut gefaßt und benetzte es mit ihrem Blute, denn es floß Blut aus ihrem Maule, ein dünner Faden die Brust entlang. Zu Provi schleppte sie ihr Junges, legte es vor ihn nieder und drückte es mit ihrer Schnauze an seine nackten Füße und sah zu ihm hinauf.

Und ihr Auge hatte eine Sprache, beredter als jede Sprache, die die schönsten Worte bilden kann. Sie äußerte ein grenzenloses Vertrauen, eine flehentliche Bitte, und man wußte sie verstehen. Wie das Sonnenlicht durch die geschlossenen Lider Provis gedrungen war, so drang der Ausdruck dieses Auges durch den Panzer, der bisher jede gute Regung von der Seele des Buben ferngehalten hatte.

— „Jo! jo!“ stahl es sich von seinen Lippen. Er antwortete ihr, die nun hinfiel, zuckte, sich streckte . . . , die er erschlagen hatte und die gekommen war, ihm sterbend ihr Kleines anzuvertrauen.

Provi zitterte. Eine fremde, unwiderstehliche Macht ergriff ihn, umwirbelte ihn wie ein Sturm. Sie warf ihn nieder, sie zwang ihn, sein Gesicht auf das Gesicht des toten Hundes zu pressen und ihn zu küssen und zu liebosen. Sie war's, die aus ihm schrie: „Jo Du! Jo Du! — Du bist a Muatta g'west!“ Sein Herz wollte ihm zerspringen, ein Strom von wildem Leid, von quälender Pein durchtobte es und erschütterte es bis auf den Grund. Ein vom himmlischen Schmerze des Mitleids erfülltes Kind wand sich schluchzend auf dem Boden und weinte um die alte Spitzin und weinte über ihr Kleines, das sich an seine Mutter drängte und sie anwieselte und Nahrung suchte an dem früher schon so spärlich fließenden und jetzt gänzlich versiegten Quell.

„'s is aus, da kriegst nix mehr,“ sagte Provi, nahm das Hündchen in seine Hände, legte es an seine Wange und hauchte es an; es zitterte und winselte gar so kläglich. „Hunger hast, Hunger hast, no jo! no jo!“ — Was anfangen mit dem vertrauten Gut? „Verfluchter Kuckuck, wenn doch noch die Ziegen da wären!“ Er würde eine melken, er tät's, trotz der schrecklichen Strafe, die drauf steht. Aber die Ziegen sind fort und bis ihm jemand im Wegemacherhaus einen Tropfen Milch für einen Hund schenkt, da kann er lang' warten. „Ins Wasser dermit!“ wird's heißen, sobald sie hören, daß die Spitzin tot ist.

„Ins Wasser kummst“, sagte er zum Hündchen, das etwas von dem guten Glauben der Mutter an ihn geerbt haben mußte, es schmiegte sich an seinen Hals, saugte an seinem Ohrläppchen und klagte ihm seinen Hunger mit Stöhnen und Wimmern.

„No jo! —“ er wußte schon, nur wie helfen wußte er nicht. Was soll er ihm zu essen geben? Um zu vertragen, was er hinunterschlingt, dazu gehört ein anderer Magen als so ein Kleines hat Aber — verfluchte Krot! — jetzt kam ihm eine Eingebung, jetzt wußte er auf einmal doch, wie zu helfen wäre. Aber — verfluchte Krot! Dieses Mittel konnte er nicht ergreifen — lieber verhungern. Der Entschluß saß eisenfest in seinem oberösterreichischen Dickschädel Freilich dämmerte ihm eine Erkenntnis auf, von der er gestern keine Ahnung gehabt hatte — verhungern lassen ist noch etwas ganz anderes als verhungern. Das Kleine gab das Saugen am Ohrläppchen auf; davon wurde es ja doch nicht satt. In stiller Verzweiflung schlossen sich seine kaum dem Lichte geöffneten Augen, und Provi fühlte es nur noch ganz leise zittern.

Gequält und scheu blickte er zur toten Spitzin nieder. Ja, wenn das Junge leben soll, darf man ihm die Mutter nicht erschlagen.

„No, so kumm!“ stieß er plötzlich hervor und sprang aus dem Stall in den Verschlag und schritt resolut vorwärts und dem Dorfe zu, biß die Zähne zusammen, daß sie knirschten, sah nicht rechts noch links und ging unaufhaltsam weiter.

Noch rührte sich nichts auf den Feldern, erst in der Nähe der Häuser fing es an, ein wenig lebendig zu werden. Ein schlaftrunkener Bäckerjunge schritt über die Straße zum Brunnen, der Knecht des Lohbauern spannte einen dicken Rotschimmel vor den Streifwagen. Aus dem Tor des Wirtshauses kam die alte Magd, von jeher Provis erklärte Feindin. Voll Mißtrauen beobachtete sie sein Herannahen, erhob die Faust und befahl ihm, sich zu packen. Ihn störte das nicht, er ging an ihr vorbei wie einer, der mit

dem Kopf durch die Wand will. Finster und entschlossen, das Kinn auf die Brust gepreßt, trat er durch die offene Küchentür. Die Wirtin, die am Herde stand, wendete sich „Grad zum Fürchten“ sah der Bub aus, und seine Stimme klang so rau und hatte etwas so Schmerzhaftes, als ob ihr Ton die Kehle zerrisse, durch die er gepreßt wurde.

„Schoberwirtin, Frau Schoberwirtin, i bitt' um a Müalch.“

Das war die Wendung in einem Menschenherzen und in einem Menschenschicksal.

(„Aus Spätherbsttagen“, Erzählungen. 2 Bände.
Verlag von Gebrüder Paetel, Berlin.)

KRAMBAMBULI

Von Marie von Ebner-Eschenbach.

Vorliebe empfindet der Mensch für allerlei Gegenstände. Liebe, die echte, unvergängliche, die lernt er — wenn überhaupt — nur einmal kennen. So wenigstens meint der Herr Revierjäger Hopp. Wie viele Hunde hat er schon gehabt und auch gern gehabt, aber lieb, was man sagt lieb und unvergeßlich, ist ihm nur einer gewesen — der Krambambuli. Er hatte ihn im Wirtshause zum Löwen in Wischau von einem vacierenden Forstgehilfen gekauft oder eigentlich eingetauscht. Gleich beim ersten Anblick des Hundes war er von der Zuneigung ergriffen worden, die dauern sollte bis zu seinem letzten Atemzuge. Dem Herrn des schönen Tieres, der am Tische vor einem geleerten Branntweingläschen saß und über den Wirt schimpfte, weil dieser kein zweites umsonst hergeben wollte, sah der Lump aus den Augen. Ein kleiner Kerl, noch jung und doch so fahl wie ein abgestorbener Baum, mit gelbem Haar und gelbem, spärlichem Bart. Der Jägerrock, ein Ueberrest vermutlich aus der vergangenen Herrlichkeit des letzten Dienstes, trug die Spuren einer im nassen Straßengraben zugebrachten Nacht. Obwohl sich Hopp ungern in schlechte Gesellschaft begab, nahm er trotzdem Platz neben dem Burschen und begann sogleich ein Gespräch mit ihm. Da bekam er es denn bald

heraus, daß der Nichtsnutz den Stutzen und die Jagdtasche dem Wirt bereits als Pfänder ausgeliefert hatte, und daß er jetzt auch den Hund als solches hergeben möchte; der Wirt jedoch, der schmutzige Leuteschinder, wollte von einem Pfand, das gefüttert werden muß, nichts hören.

Herr Hopp sagte vorerst kein Wort von dem Wohlgefallen, das er an dem Hunde gefunden hatte, ließ aber eine Flasche von dem guten Danziger Kirschbranntwein bringen, den der Löwenwirt damals führte, und schenkte dem Vacierenden fleißig ein. — Nun, in einer Stunde war alles in Ordnung. Der Jäger gab zwölf Flaschen von demselben Getränke, bei dem der Handel geschlossen worden — der Vagabund gab den Hund. Zu seiner Ehre muß man gestehen: nicht leicht. Die Hände zitterten ihm so sehr, als er dem Tiere die Leine um den Hals legte, daß es schien, er werde mit dieser Manipulation nimmermehr zurecht kommen. Hopp wartete geduldig und bewunderte im stillen den trotz der schlechten Kondition, in welcher er sich befand, wundervollen Hund. Höchstens zwei Jahre mochte er alt sein, und in der Farbe glich er dem Lumpen, der ihn hergab, doch war die seine um ein paar Schattierungen dunkler. Auf der Stirn hatte er ein Abzeichen, einen weißen Strich, der rechts und links in kleine Linien auslief, in der Art, wie die Nadeln an einem Tannenreis. Die Augen waren groß, schwarz, leuchtend, von tauklaren, lichtgelben Reiflein umsäumt, die Ohren hoch angesetzt, lang, makellos. Und makellos war alles an dem ganzen Hunde von der Klaue bis zu der feinen Witternase; die kräftige, geschmeidige Gestalt, das über jedes Lob erhabene Piedestal. Vier lebende Säulen, die auch den Körper eines Hirsches getragen hätten, und nicht

viel dicker waren, als die Läufe eines Hasen. Beim heiligen Hubertus! dieses Geschöpf mußte einen Stammbaum haben, so alt und rein wie der eines Deutschen Ordensritters.

Dem Jäger lachte das Herz im Leibe über den prächtigen Handel, den er gemacht. Er stand nun auf, ergriff die Leine, die zu verknoten dem Vacierenden endlich gelungen war, und fragte: Wie heißt er denn? — Er heißt, wie das, wofür Ihr ihn kriegt: Krambambuli, lautete die Antwort. — Gut, gut, Krambambuli! So komm! Wirst gehen? Vorwärts! — Ja, er konnte lange rufen, pfeifen, zerren — der Hund gehorchte ihm nicht, wandte den Kopf demjenigen zu, den er noch für seinen Herrn hielt, heulte, als dieser ihm zuschrie: Marsch! und den Befehl mit einem tüchtigen Fußtritt begleitete, suchte sich aber immer wieder an ihn heranzudrängen. Erst nach einem heißen Kampfe gelang es Herrn Hopp, die Besitzergreifung des Hundes zu vollziehen. Gebunden und geknebelt mußte er zuletzt in einem Sacke auf die Schulter geladen und so bis in das mehrere Wegstunden entfernte Jägerhaus getragen werden.

Zwei volle Monate brauchte es, bevor der Krambambuli, halb totgeprügelt, nach jedem Fluchtversuche mit dem Stachelhalsband an die Kette gelegt, endlich begriff, wohin er jetzt gehöre. Dann aber, als seine Unterwerfung vollständig geworden war, was für ein Hund wurde er dann! Keine Zunge schildert, kein Wort ermißt die Höhe der Vollendung, die er erreichte nicht nur in der Ausübung seines Berufes, sondern auch im täglichen Leben als eifriger Diener, guter Kamerad und treuer Freund und Hüter. Dem fehlt nur die Sprache, heißt es von anderen intelligenten Hunden — dem Krambambuli fehlte sie nicht; sein Herr zum mindesten pflog

lange Unterredungen mit ihm. Die Frau des Revierjägers wurde ordentlich eifersüchtig auf den „Buli“, wie sie ihn geringschätzig nannte. Manchmal machte sie ihrem Manne Vorwürfe. Sie hatte den ganzen Tag, in jeder Stunde, in der sie nicht aufräumte, wusch oder kochte, schweigend gestrickt. Am Abend, nach dem Essen, wenn sie wieder zu stricken begann, hätte sie gern eins dazu geplaudert.

Weißt denn immer nur dem Buli was zu erzählen, Hopp, und mir nie? Du verlernst vor lauter Sprechen mit dem Vieh das Sprechen mit den Menschen.

Der Revierjäger gestand sich, daß etwas Wahres an der Sache sei, aber zu helfen wußte er nicht. Wo von hätte er mit seiner Alten reden sollen? Kinder hatten sie nie gehabt, eine Kuh durften sie nicht halten, und das zahme Geflügel interessierte einen Jäger im lebendigen Zustande gar nicht und im gebratenen nicht sehr. Für Kulturen aber und für Jagdgeschichten hatte wieder die alte Frau keinen Sinn. Hopp fand zuletzt einen Ausweg aus diesem Dilemma; statt mit dem Krambambuli sprach er von dem Krambambuli, von den Triumphen, die er allenthalben mit ihm feierte, von dem Neide, den sein Besitz erregte, von den lächerlich hohen Summen, die ihm für den Hund geboten wurden und die er verächtlich von der Hand wies.

Zwei Jahre waren so vergangen, da erschien eines Tages die Gräfin, die Frau seines Brotherrn, im Hause des Jägers. Er wußte gleich, was der Besuch zu bedeuten habe, und als die gute, schöne Dame begann: Morgen, lieber Hopp, ist der Geburtstag des Grafen . . . setzte er ruhig und schmunzelnd fort: Und da möchten Hochgräfliche Gnaden dem Herrn Grafen ein Geschenk machen, und sind überzeugt,

mit keinem so viel Ehre einlegen zu können, als mit dem Krambambuli. — Ja, ja, lieber Hopp . . . Die Gräfin errötete vor Vergnügen über dieses freundliche Entgegenkommen und sprach gleich von Dankbarkeit und bat, den Preis nur zu nennen, der für den Hund zu entrichten wäre. Der alte Fuchs von einem Revierjäger kicherte, tat sehr demütig und rückte auf einmal mit der Erklärung heraus: Hochgräfliche Gnaden! Wenn der Hund im Schlosse bleibt, nicht jede Leine zerbeißt, nicht jede Kette zerreißt, oder wenn er sie nicht zerreißen kann, sich bei Versuchen, es zu tun, erwürgt, dann behalten ihn Hochgräfliche Gnaden umsonst — dann ist er mir nichts mehr wert.

Die Probe wurde gemacht, aber zum Erwürgen kam es nicht, denn der Graf verlor früher die Freude an dem eigensinnigen Tier. Vergeblich hatte man es durch Liebe zuerst, später mit Strenge zu gewinnen gesucht. Er biß jeden, der sich ihm näherte, versagte das Futter und — viel hat der Hund eines Jägers ohnehin nicht zuzusetzen — kam ganz herunter. Nach einigen Wochen erhielt Hopp die Botschaft, er könne sich seinen Köter abholen. Als er eilends von der Erlaubnis Gebrauch machte und den Hund in seinem Zwinger aufsuchte, da gab's ein Wiedersehen unermeßlichen Jubels voll. Krambambuli erhob ein wahnsinniges Geheul, sprang an seinem Herrn empor, stemmte die Vorderpfoten auf dessen Brust und leckte die Freudentränen ab, die dem Alten über die Wangen liefen.

Am Abend dieses glücklichen Tages wanderten sie zusammen ins Wirtshaus. Der Jäger spielte Tarok mit dem Doktor und mit dem Verwalter, Krambambuli lag in der Ecke hinter seinem Herrn. Manchmal sah dieser sich nach ihm um, und der

Hund, so tief er auch zu schlafen schien, begann augenblicklich mit dem Schwanze auf den Boden zu klopfen, als wollt' er melden: Präsent! Und wenn Hopp, sich vergessend, recht wie einen Triumphgesang das Liedchen anstimmte: Was macht denn mein Krambambuli? richtete der Hund sich würdevoll und respektvoll auf, und seine hellen Augen antworteten:

Es geht ihm gut.

Um dieselbe Zeit trieb, nicht nur in den gräflichen Forsten, sondern in der ganzen Umgebung, eine Bande Wildschützen auf wahrhaft tolldreiste Art ihr Wesen. Der Anführer sollte ein verlottertes Subjekt sein. Den „Gelben“ nannten ihn die Holzknechte, die ihn in irgend einer übel berüchtigten Spelunke beim Branntwein trafen, die Heger, die ihm hie und da schon auf der Spur gewesen, ihm aber nie hatten beikommen können, und endlich die Kundschafter, deren er unter dem schlechten Gesindel in jedem Dorfe mehrere besaß.

Er war wohl der frechste Gesell, der jemals ehrlichen Jägersmännern etwas aufzulösen gab, mußte auch selbst vom Handwerk gewesen sein, sonst hätte er das Wild nicht mit solcher Sicherheit aufspüren und nicht so geschickt jeder Falle, die ihm gestellt wurde, ausweichen können.

Die Wild- und Waldschäden erreichten eine unerhörte Höhe, das Forstpersonal befand sich in grimmigster Aufregung. Da begab es sich nur zu oft, daß die kleinen Leute, die bei irgend einem unbedeutenden Waldfrevel ertappt wurden, eine härtere Behandlung erlitten, als zu anderen Zeiten geschehen wäre, und als gerade zu rechtfertigen war. Große Erbitterung herrschte darüber in allen Ortschaften. Dem Oberförster, gegen den der Haß sich

zunächst wandte, kamen gutgemeinte Warnungen in Menge zu. Die Raubschützen, hieß es, hätten einen Eid darauf geschworen, bei der ersten Gelegenheit exemplarische Rache an ihm zu nehmen. Er, ein rascher, kühner Mann, schlug das Gerede in den Wind und sorgte mehr denn je dafür, daß weit und breit kund werde, wie er seinen Untergebenen die rücksichtsloseste Strenge anbefohlen und für etwaige schlimme Folgen die Verantwortung selbst übernommen habe. Am häufigsten rief der Oberförster dem Revierjäger Hopp die scharfe Handhabung seiner Amtspflicht ins Gedächtnis und warf ihm zuweilen Mangel an „Schneid“ vor, wozu freilich der Alte nur lächelte. Der Krambambuli aber, den er bei solcher Gelegenheit von oben herunter anblinzelte, gähnte laut und wegwerfend. Uebel nahmen er und sein Herr dem Oberförster nichts. Der Oberförster war ja der Sohn des Unvergeßlichen, bei dem Hopp das „edle Weidwerk“ erlernt, und Hopp hatte wieder ihn als kleinen Jungen in die Rudimente des Berufs eingeweiht. Die Plage, die er einst mit ihm gehabt, hielt er heute noch für eine Freude, war stolz auf den ehemaligen Zögling und liebte ihn trotz der rauhen Behandlung, die er so gut wie jeder andere von ihm erfuhr.

Eines Junimorgens traf er ihn eben wieder bei einer Exekution.

Es war im Lindenrondell, am Ende des herrschaftlichen Parks, der an den „Grafenwald“ grenzte, und in der Nähe der Kulturen, die der Oberförster am liebsten mit Pulverminen umgeben hätte. Die Linden standen just in schönster Blüte, und über diese hatte ein Dutzend kleiner Jungen sich hergemacht. Wie Eichkätzchen krochen sie auf den Aesten der herrlichen Bäume herum, brachen alle Zweige, die sie er-

wischen konnten, und warfen sie zur Erde. Zwei Weiber lasen die Zweige hastig auf und stopften sie in Körbe, die bereits mehr als zur Hälfte mit dem duftenden Raube gefüllt waren. Der Oberförster raste in unermeßlicher Wut. Er ließ durch seine Heger die Buben nur so von den Bäumen schütteln, unbekümmert um die Höhe, aus der sie fielen. Während sie wimmernd und schreiend um seine Füße krochen, der eine mit zerschlagenem Gesicht, der andere mit ausgerenktem Arm, ein dritter mit gebrochenem Bein, zerbleute er eigenhändig die beiden Weiber. In dem einen derselben erkannte Hopp mit stillem Gruseln die leichtfertige Dirne, die das Gerücht als die Geliebte des „Gelben“ bezeichnete. Und als die Körbe und Tücher der Weiber und die Hüte der Buben in Pfand genommen wurden und Hopp den Auftrag bekam, sie aufs Gericht zu bringen, konnte er sich eines schlimmen Vorgefühls nicht erwehren.

Der Befehl, den ihm damals der Oberförster zurief, wild wie ein Teufel in der Hölle und wie ein solcher umringt von jammernden und gepeinigten Sündern, ist der letzte gewesen, den der Revierjäger im Leben von ihm erhalten hat. Eine Woche später traf er ihn wieder im Lindenrondell — tot. Aus dem Zustande, in dem die Leiche sich befand, war zu ersehen, daß sie hierher, und zwar durch Sumpf und Gerölle geschleppt worden war, um an dieser Stelle aufgebahrt zu werden. Der Oberförster lag auf abgehauenen Zweigen, die Stirn mit einem dichten Kranz aus Lindenblüten umflochten, einen ebensolchen als Bandelier um die Brust gewunden. Sein Hut stand neben ihm, mit Lindenblüten gefüllt. Auch die Jagdtasche hatte der Mörder ihm gelassen, nur die Patronen herausgenommen und statt ihrer

Lindenblüten hineingetan. Der schöne Hinterlader des Oberförsters fehlte, und war durch einen elenden Schießprügel ersetzt. Als man später die Kugel, die seinen Tod verursacht hatte, in der Brust des Ermordeten fand, zeigte es sich, daß sie genau in den Lauf dieses Schießprügels paßte, der dem Förster gleichsam zum Hohne über die Schulter gelegt worden war. Hopp stand beim Anblick der entstellten Leiche regungslos vor Entsetzen. Er hätte keinen Finger heben können, und auch das Gehirn war ihm wie gelähmt; er starrte nur und starrte und dachte anfangs gar nichts, und erst nach einer Weile brachte er es zu einer Beobachtung, einer stummen Frage: — Was hat denn der Hund?

Der Krambambuli beschnüffelt den toten Mann, läuft wie nicht gescheit um ihn herum, die Nase immer am Boden. Einmal winselt er, einmal stößt er einen schrillen Freudenschrei aus, macht ein paar Sätze, bellt, und es ist gerade so, als erwache in ihm eine längst erstorbene Erinnerung

Herein, ruft Hopp, da herein! Und Krambambuli gehorcht, sieht aber seinen Herrn in allerhöchster Aufregung an und — wie der Jäger sich auszudrücken pflegte — sagt ihm: Ich bitte dich um alles in der Welt, siehst du denn nichts? Riechst du denn nichts? O lieber Herr, schau doch, riech doch! O Herr, komm! Daher komm! Und tupft mit der Schnauze an des Jägers Knie und schleicht, sich oft umsehend, als frage er: Folgst du mir? zu der Leiche zurück und fängt an, das schwere Gewehr zu heben und zu schieben und ins Maul zu fassen, in der offenbaren Absicht, es zu apportieren.

Dem Jäger läuft ein Schauer über den Rücken, und allerlei Vermutungen dämmern in ihm auf. Weil das Spintisieren aber nicht seine Sache ist, es ihm auch

nicht zukommt, der Obrigkeit Lichter aufzustäcken, sondern vielmehr den gräßlichen Fund, den er getan hat, unberührt liegen zu lassen und seiner Wege — das heißt in dem Fall: recte zu Gericht — zu gehen, so tut er denn einfach, was ihm zukommt.

Nachdem es geschehen und alle Förmlichkeiten, die das Gesetz bei solchen Katastrophen vorschreibt, erfüllt, der ganze Tag auch und noch ein Stück der Nacht darüber hingegangen sind, nimmt Hopp, eh er schlafen geht, noch seinen Hund vor.

Mein Hund, spricht er, jetzt ist die Gendarmerie auf den Beinen, jetzt gibt's Streifereien ohne Ende. Wollen wir es andern überlassen, den Schuft, der unsern Oberförster erschossen hat, wegzuputzen aus der Welt? — Mein Hund kennt den niederträchtigen Strolch, kennt ihn, ja, ja. Aber das braucht niemand zu wissen, das habe ich nicht ausgesagt Ich, hoho! Ich werd' meinen Hund hineinbringen in die Geschichte Das könnt' mir einfallen! Er beugte sich über Krambambuli, der zwischen seinen ausgespreizten Knien saß, drückte die Wange an den Kopf des Tieres und nahm seine dankbaren Liebkosungen in Empfang. Dabei summte er: Was macht denn mein Krambambuli? bis der Schlaf ihn übermannte.

Seelenkundige haben den geheimnisvollen Drang zu erklären gesucht, der manchen Verbrecher stets wieder an den Schauplatz seiner Untat zurückjagt. Hopp wußte von diesen gelehrten Ausführungen nichts, strich aber dennoch ruh- und rastlos mit seinem Hunde in der Nähe des Lindenrondells umher. Am zehnten Tage nach dem Tode des Oberförsters hatte er zum ersten Mal ein paar Stunden lang an etwas anderes gedacht, als an seine Rache, und sich im „Grafenwalde“ mit dem Bezeichnen der

Bäume beschäftigt, die beim nächsten Schlag ausgenommen werden sollten.

Wie er nun mit seiner Arbeit fertig ist, hängt er die Flinte wieder um und schlägt den kürzesten Weg quer durch den Wald gegen die Kulturen in der Nähe des Lindenrondells ein. Im Augenblick, in dem er auf den Fußsteig treten will, der längs des Buchenzaunes läuft, ist ihm, als höre er etwas im Laube rascheln. Gleich darauf herrscht jedoch tiefe Stille, tiefe, anhaltende Stille. Fast hätte er gemeint, es sei nichts Bemerkenswertes gewesen, wenn nicht der Hund so merkwürdig dreingeschaut hätte. Der stand mit gestäubtem Haar, den Hals vorgestreckt, den Schwanz aufrecht, und glotzte eine Stelle des Zaunes an. Oho! dachte Hopp, wart, Kerl, wenn du's bist; trat hinter einen Baum und spannte den Hahn seiner Flinte. Wie rasend pochte ihm das Herz, und der ohnehin kurze Atem wollte ihm völlig versagen, als jetzt plötzlich — Gottes Wunder, durch den Zaun — der „Gelbe“ auf den Fußsteig trat. Zwei junge Hasen hängen an seiner Weidtasche, und auf seiner Schulter am wohlbekanntesten Juchtenriemen der Hinterlader des Oberförsters. Nun wär's eine Passion, den Racker niederzubrennen aus sicherem Hinterhalt.

Aber nicht einmal auf den schlechtesten Kerl schießt der Jäger Hopp, ohne ihn angerufen zu haben. Mit einem Satze springt er hinter dem Baum hervor und auf den Fußsteig und schreit: Gib dich, Vermaledeiter! Und als der Wildschütz zur Antwort den Hinterlader von der Schulter reißt, gibt der Jäger Feuer All' ihr Heiligen! — ein sauberes Feuer. Die Flinte knackst anstatt zu knallen. Sie hat zu lange mit aufgesetzter Kapsel im feuchten Wald am Baum gelehnt — sie versagt.

Gute Nacht, so sieht das Sterben aus — fliegt es dem Alten durch den Kopf und zu gleicher Zeit sein Hut ins Gras . . . Der andere hat auch kein Glück, der Schurke. Der einzige Schuß, den er noch im Gewehr hatte, verloren, und zum zweiten zieht er eben erst die Patrone aus der Tasche . . .

Pack an! ruft Hopp seinem Hunde heiser zu: Pack an! Und:

Herein, zu mir! Herein, Krambambuli! lockt es drüben mit zärtlicher, liebevoller — ach, mit altbekannter Stimme . . .

Der Hund aber — —

Was sich nun begab, begab sich viel rascher, als man es erzählen kann.

Krambambuli hatte seinen ersten Herrn erkannt und rannte auf ihn zu, bis — in die Mitte des Weges. Da pfeift Hopp, und der Hund macht Kehrt, „der Gelbe“ pfeift, und der Hund macht wieder Kehrt und windet sich in Verzweiflung auf einem Fleck, in gleicher Distanz von dem Jäger, wie von dem Wildschützen, zugleich hingerissen und gebannt . . .

Zuletzt hat das arme Tier den trostlos unnötigen Kampf aufgegeben und seinen Zweifeln ein Ende gemacht, aber nicht seiner Qual. Bellend, heulend, den Bauch am Boden, den Körper gespannt wie eine Sehne, den Kopf emporgehoben, als rief es den Himmel zum Zeugen seines Seelenschmerzes an, kriecht es — seinem ersten Herrn zu.

Bei dem Anblick wird Hopp von Blutdurst gepackt. Mit zitternden Fingern hat er die neue Kapsel aufgesetzt — mit ruhiger Sicherheit legt er an. Auch „der Gelbe“ hat den Lauf wieder auf ihn gerichtet. Diesmal gilt's! Das wissen die beiden, die einander auf dem Korn haben, und was auch in

ihnen vorgehen möge, sie zielen so ruhig wie ein paar gemalte Schützen.

Zwei Kugeln fliegen. Die des Jägers an ihr Ziel; die des Wilddiebs — in die Luft. Das macht, er hat gezuckt, weil ihn der Hund im Augenblick des Losdrückens mit stürmischer Liebkosung angesprungen hat. Bestie! zischt er noch, stürzt rücklings hin und rührt sich nicht mehr.

Der ihn gerichtet, kommt langsam herangeschritten. Du hast genug, denkt er, um jedes Schrotkorn wär's schad' bei dir. Trotzdem stellt er die Flinte auf den Boden und läßt eine Kugel hinein. Der Hund sitzt aufrecht vor ihm, läßt die Zunge heraushängen, keucht kurz und laut und sieht ihm zu. Und als der Jäger fertig ist und die Flinte wieder zur Hand nimmt, halten sie ein Gespräch, von dem kein Zeuge ein Wort vernommen hätte, wenn es auch statt eines toten ein lebendiger gewesen wäre.

Weißt du, wem die Kugel bestimmt ist?

Ich kann es mir denken.

Deserteur, Kalfakter, pflicht- und treuergessene Canaille!

Ja, Herr, jawohl.

Du warst meine Freude. Jetzt ist's vorbei. Ich habe keine Freude mehr an dir.

Begreiflich, Herr; und Krambambuli legte sich hin, drückte den Kopf auf die ausgestreckten Vorderpfoten und sah den Jäger an.

Ja, hätte das verdammte Vieh ihn nur nicht angesehen! Da würde er ein rasches Ende gemacht und sich und dem Hunde viel Pein erspart haben. Aber so geht's nicht. Auf ein Geschöpf, das einen so ansieht, schießt man nicht. Herr Hopp murmelt ein halbes Dutzend Flüche zwischen den Zähnen, einer gotteslästerlicher als der andere, hängt die

Flinte wieder um, nimmt dem Raubschützen noch die jungen Hasen ab und geht.

Der Hund folgte ihm mit den Augen, bis er zwischen den Bäumen verschwunden war, stand dann auf, und sein mark- und beinerschütterndes Wehgeheul durchdrang den Wald. Ein paarmal drehte er sich im Kreise und setzte sich wieder aufrecht neben dem Toten hin. So fand ihn die gerichtliche Kommission, die, von Hopp geleitet, bei sinkender Nacht erschien, um die Leiche des Raubschützen in Augenschein zu nehmen und fortzuschaffen zu lassen. Krambambuli wich einige Schritte zurück, als die Herren herantraten. Einer von ihnen sagte zu dem Jäger: Das ist ja Ihr Hund. Ich habe ihn hier als Schildwache zurückgelassen, antwortete Hopp, der sich schämte, die Wahrheit zu gestehen. Was half's? Sie kam doch heraus, denn als die Leiche auf den Wagen geladen und fortgeführt wurde, trottete Krambambuli gesenkten Kopfes und mit eingezogenem Schwanz hinterher. Unweit der Totenkammer, in der „der Gelbe“ lag, sah ihn der Gerichtsdienner noch am folgenden Tage herumstreichen. Er gab ihm einen Tritt und rief ihm zu: Geh nach Hause! — Krambambuli fletschte die Zähne gegen ihn und lief davon; wie der Mann meinte, in der Richtung des Jägerhauses. Aber dort hin kam er nicht, sondern führte ein elendes Vagabundenleben. Verwildert, zum Skelett abgemagert, umschlich er einmal die armen Wohnungen der Häuser am Ende des Dorfes. Plötzlich stürzte er auf ein Kind los, das vor der letzten Hütte stand, und entriß ihm gierig das Stück Brot, an dem es aß. Das Kind blieb starr vor Schrecken, aber ein kleiner Spitz sprang aus dem Hause und bellte den Räuber an. Dieser ließ sogleich seine Beute fahren und entflo.

Am selben Abend stand Hopp vor dem Schlafengehen am Fenster und blickte in die schimmernde Sommernacht hinaus. Da war ihm, als sähe er jenseits der Wiese am Waldessaum den Hund sitzen, die Stätte seines ehemaligen Glückes unverwandt und sehnsüchtig betrachtend — der Treueste der Treuen herrenlos!

Der Jäger schlug den Laden zu und ging zu Bette. Aber nach einer Weile stand er auf, trat wieder ans Fenster — der Hund war nicht mehr da. Und wieder wollte er sich zur Ruhe begeben, und wieder fand er sie nicht.

Er hielt es nicht mehr aus. Sei es, wie es sei! . . . Er hielt es nicht mehr aus ohne den Hund. — Ich hol' ihn heim, dachte er, und fühlte sich wie neugeboren nach diesem Entschluß.

Beim ersten Morgengrauen war er angekleidet, empfahl seiner Alten, mit dem Mittagessen nicht auf ihn zu warten, und sputete sich hinweg. Wie er aber aus dem Hause trat, stieß sein Fuß an denjenigen, den er in der Ferne zu suchen ausging. Krambambuli lag verendet vor ihm, den Kopf an die Schwelle gepreßt, die zu überschreiten er nicht mehr gewagt hatte.

Der Revierjäger verschmerzte ihn nie. Die Augenblicke waren seine besten, in denen er vergaß, daß er ihn verloren hatte. In freundliche Gedanken versunken intonierte er dann sein berühmtes: Was macht denn mein Krambam . . . Aber mitten in dem Worte hielt er bestürzt inne, schüttelte das Haupt und sprach mit einem tiefen Seufzer: Schad' um den Hund!

(„Dorf- und Schloßgeschichten“. Verlag von Gebrüder Paetel, Berlin.)

„EIN INTERESSANTER FALL“

Von Peter Rosegger.

Der fünfjährige Ricki hatte vom Onkel ein Kaninchen bekommen. Das wird er gleich dem Papa zeigen, wenn er zu Mittag von der Klinik nach Hause kommt.

„Ach, Kind,“ sagte Mama, „Papa wird nicht Zeit haben, sich mit dir zu freuen. Papa ist immer sehr beschäftigt.“

„Beschäftigt! Was ist das, Mama?“

„Kranke heilt er. Kranke Menschen. Arme kranke Kinder. Kinder, wie du bist, mein Schatz.“

„Der liebe Papa! Und heilt er mich auch?“

„Gewiß, wenn du krank bist, was Gott verhüte!“

„Und heilt er das weiße Kaninchen auch?“

„Wenn er kann, gewiß. Papa ist ja doch so gut. Man muß auch gegen die armen Tiere gut sein, Ricki! Nicht wahr, du wirst es nie quälen? Gewiß nicht?“

Um Mama zu zeigen, wie lieb er es habe, packte er das Kaninchen am Halse und drückte es heftig an sich.

„Aber Jungel!“ rief sie, „du würgst es ja! So am Kragen, das tut ja weh! Bei den Ohren faßt man die Kaninchen an. So!“

„Bei den Ohren tut's ja auch weh!“ *) rief der Knabe, sich wohl daran erinnernd, wie der Onkel einmal halb im Spaß, halb im Ernst an den seinen gezupft hatte. Das Kaninchen wird's doch nicht so krumm nehmen; es wurde jetzt gekost und geherzt, daß dem Kleinen dabei schier der Atem ausging. Ob dem Tiere auch so liebwonig zumute war bei dem Drücken und Pressen, das ist es nicht gefragt worden.

Als nun der Professor kam, dessen Anwesenheit sofort das Zimmer mit Jodoformgeruch erfüllte, lief der Knabe ihm entgegen: „Papa! Siehst du?“ Und hielt ihm das Kaninchen vor. Der Papa, ernst bis zur Würde, nahm es in die Hand, aber nicht am Halse faßte er es an und auch nicht an den Ohren, fast wie ein Stein packte er das Tier am Bauch, daß es winselte. Eine Faust voll Kaninchen, so hob er es zu seinem Gesicht empor, mit den Fingern der anderen Hand spreizte er ihm die Schnauze auf, um durch seine scharfen Goldbrillen irgend etwas zu beobachten. Dann warf er es wie einen alten Hut aufs Sofa hin und fragte, ob aufgetragen sei.

Der kleine Ricki war schier starr ob der Behandlung, die seinem Liebliche soeben widerfahren.

„Albin!“ sagte die Frau einigermaßen beklommen zu ihrem Manne, „schau, jetzt hast du ihm gewiß wehe getan.“

„Wem?“

„Dem Tiere. Wie es noch wimmert! Erbarmt's dich denn nicht?“

*) Kaninchen an den Ohren hochzuheben ist tatsächlich eine Quälerei. In Tierschutz-Blättern ist darauf wiederholt hingewiesen worden. Der Herausgeber.

„Laßt mich aus mit diesen sentimentalischen Geschichten!“ rief er unwirsch. „Auf der Klinik würde dir das bald vergehen!“

„Mein Gott, ich glaube es!“ sagte sie, „bei den armen Kranken! Schon bei Deinem Buche, wo die Magenoperationen abgebildet sind, wäre ich gestern beinahe ohnmächtig geworden. Ich müßte sterben vor Mitleid.“

„Mit dem Mitleide würdest du nicht weit kommen, meine Liebe!“ sagte der Professor ziemlich frostig. „Mitleid hat noch keinen“ —

„keinen Kranken geheilt. Du wirst wohl Recht haben, Mann!“

„ — hat noch keinen interessanten Fall gelöst. Lassen wir das. Du verstehst das nicht.“

Sie schwieg. Sie setzten sich zu Tische und aßen schweigend. Im Kopfe der Frau Professorin waren eine Menge Gedanken rege, aber sie hatte schon die Erfahrung, daß es in solchen Stunden besser sei, die Gedanken bei sich zu behalten. Der Standpunkt, von dem aus sie die Welt betrachtete, war der des Mitleids. Was nicht ihr Mitleid erregen konnte, das hatte für sie weiter kein Interesse. Die leidenschaftliche Liebe zu ihrem Kinde war lauter Erbarmen mit dem zarten, hilflosen Wesen und dem zuckenden Herzlein in seiner kleinen Brust. Selbst ihren Professor, den derben, strebsamen Mann, hatte sie aus Mitleid genommen und zum Mitgenossen ihres Vermögens gemacht. Denn er hatte ihr eines Tages zögernd vertraut, daß er unglücklich sein würde, wenn er ihre Hand nicht bekäme. Sie konnte sich nicht freuen an all dem Kostbaren, womit sie das Haus ihres Mannes geschmückt hatte. Sie mußte immer ein leidendes Wesen um sich haben, daß sie ihrem Hange, Leiden zu lindern, Genüge tun konnte.

Von der Straße hatte sie nicht bloß aufsichtslose Kinder in ihre Hut genommen, sondern auch manchen herrenlosen Hund, manche Katze und anderes Tier, das hilflos im Feindesland war unter den Menschen. Auf dem Kriegsfuße stand sie nur mit den Fuhrleuten, die ihre Pferde rackerten, mit den Gassenjungen, die nach Vogelnestern fahndeten. Selbst die Blumen ihres Gartens begoß sie vor allem aus Mitleid mit ihnen. Allen Ernstes sagte sie einmal zu ihrem Mann, daß sie davon überzeugt sei, die Pflanzen hätten auch eine Empfindung für Freud und Leid. Er hatte ihr damals gar keine Antwort gegeben. Da käme man weit, wenn auch Männer solchen rührseligen Stimmungen nachhängen wollten. Wissenschaft! Fortschritt! Das war seine Parole. — Erbarmen und Liebe, sagte er in einem seiner Werke, seien gefährliche Dinge, die Träger derselben, ob Personen oder Völker, müßten im Kampfe ums Dasein unterliegen. Dieses „Unterliegen“ schien ihm etwas Schreckliches zu sein. Er zitterte davor. Im reichen Luxus des Lebens atmete er frei, Ruhm war ihm die höchste Blüte des Daseins. Und das war nur durch Fortschritt und Sieg zu erlangen. Zwar zeigte ihm auch die Wissenschaft und der Fortschritt im letzten Grunde die Auflösung der menschlichen Tierrasse, aber dieses Unterliegen als Tier zog er vor dem siegreichen Unterliegen als nächstenliebender Mensch. Nun wurde aber sein männlich starkes Herz, das dem Mitleide so abhold war, auf eine Probe gestellt.

Ricki erkrankte eines Abends, das einzige Kind. Hohes Fieber, pfeifender Atem. Als der Professor ihm in den Hals hinabschaute, tat er's allerdings in wesentlich rücksichtsvollerer Weise, als einige Tage vorher einem anderen Wesen. Eine leichte Diphtherie

— nichts Besonderes. Mit etwas Lapis kann der Belag gelöst werden. Das tat er, darauf fiel der Knabe in einen ruhigeren Schlaf. Triumph der Wissenschaft! Am nächsten Morgen konnte der Gelehrte beruhigt wieder auf seine Klinik gehen, deren Studium er sich stets mit größtem Eifer widmete. Seine Befunde und Operationen waren in den Fachblättern stets ein Ereignis.

Die Frau Professorin saß am Bette des kranken Knaben und hielt den Atem ein, um auf den des Kindes zu horchen. Das war aber ganz eigenartig! Ganz seltsam, wie das Kind atmete. Wie das neuerdings piff und gurgelte, wie das zuckte durch alle Muskeln und Adern des ganzen Körperchens! — Sie schickte den Diener auf die Klinik: der Herr Professor möchte unverweilt nach Hause kommen.

Heiland am Kreuz, das währte eine Ewigkeit! Der Knabe verfiel in Krämpfe, und während der furchtbaren Erstickungsnot huben seine Händchen und Füßchen an zu erkalten. Tropfen und Oele, Binden und Aufwärmungen, Schütteln und Reiben, alles, was der bis zum Wahnsinn gängstigten Mutter und der jammernden Dienerschaft einfiel, wurde angewendet. Nichts und nichts. Da fiel die Frau vor dem Schutzgebilde nieder, das neben dem Bettchen hing und hub laut schreiend an zu beten: „Hilf uns, du heiliger Geist Gottes! Der du gesandt bist, dieses Kind zu beschützen! Dieses liebe, unschuldige Kind! Das nie eine Sünde begangen hat! Das täglich vor dem Schlafengehen zu dir gebetet hat! Schutzengel! Hilf ihm! Du mußt ihm helfen!“ Dann rüttelte sie das sterbende Kind, herzte es, rüttelte es wieder, streichelte mit bebenden Händen das Engelsbild und flehte weiter: „Nein, müssen nicht! Müssen nicht, du heiliger Engel Gottes! Tue es götig! Siehe, ich

knie vor dir, ich flehe dich an in der Demut einer armen Sünderin, hilf ihm! Hilf ihm! Hilf ihm!“

Endlich kam der Diener atemlos: Den Professor habe er nicht angetroffen auf der Klinik. In einem der Versuchshöfe dürfte er sein, habe man gesagt.

Die Frau hörte nicht mehr darauf hin, denn eben starb das Kind. Die Augensterne hatten sich oben übergewendet und waren erloschen. Unter den glühendsten Liebkosungen der Mutter war es still und kalt geworden. Und als es vorbei war und die kleine, schmale, blasse Leiche dalag auf der roten Seidendecke, da richtete die Frau sich starr auf und schaute leer um sich in der mit Pracht und Schönheit ausgestatteten Wohnung. Ein Blick auf das Schutzengelbild, ein Blick auf das Porträt ihres Mannes — ein kalter Blick. — Dann hing sie sich den Mantel um und ging davon. Aber noch auf der Stiege kehrte sie um, eilte zurück ins Kindszimmer, den Knaben zu pflegen, denn es konnte nicht möglich sein. Der Kleine lag da wie vorher — tot. — Tot. — Sie stieg in einen Wagen und fuhr zum medizinischen Versuchshof.

„Professor Gibart.“

„Ist in dem Augenblick nicht zu sprechen.“

„Ich wünsche sofort zu meinem Mann!“

„Ah, die Frau Professorin! Entschuldigen Euer Gnaden. Ich werde sogleich melden. Er verbat sich nur fremde Störungen, da er eben heute einen interessanten Fall hat.“

„Lassen Sie das! Welche Tür?“

„Bitte Numero sieben.“

Leise öffnete sie und blieb an der Schwelle stehen. Ihr Mann stand im blauen Kittel vor einem großen Tisch, neben ihm ein junger Assistent, eben mit einer Vorrichtung beschäftigt. Diese Vorrichtung

bestand in einem kleinen Schragen, auf welchen ein lebendiges Tier gespannt war. Ein Hund mußte es sein, er stieß manchmal ein heiseres Winseln aus. Der Professor drückte den Taster einer elektrischen Maschine, deren Draht mit dem Tiere verbunden war.

„Leckt er?“ fragte der Gelehrte leise.

„Er leckt, Herr Professor!“ antwortete der Assistent.

Der Professor schlug wieder auf den Taster. Der Hund stöhnte wie ein schwerverletzter Mensch. Der Assistent zog einen Riemen an.

„Leckt er noch?“ fragte der Professor.

„Bei meiner Treu, er leckt noch!“

„Höchst interessant!“ murmelte der Professor entzückt. „Notieren Sie!“

Nun trat die Frau vor. „Albin!“ sagte sie, es war ein hohler Ton, in dem sie's sprach.

„Du?“ rief der Professor überrascht aus.

„Was machst du da?“ fragte sie.

„Ach, Freundin! Das ist von höchstem Interesse!“ sagte er. „Denke dir doch. Dieses Tier ist seh- und gehörlos gemacht. Durch sein Gehirn geht seit einer Stunde dreiunddreißig Minuten der elektrische Strom, und er leckt dem Doktor hier noch die Hand.“

„Befreie den Hund!“ rief sie.

„Wie? Den Hund befreien?“ lachte er. „Es soll nun festgestellt werden, wie lange in einem der Sinne beraubten animalischen Körper die mechanische Tätigkeit —“

„Befreie den Hund!“ rief die Frau mit ganz unheimlichen Mienen, hoch aufgerichtet, blaß, zuckenden Mundes. Und ihr Auge, wie fremd!

„Was ist dir, liebes Kind?“ fragte sie der Vivisektor. „Das verstehst du nicht. Das Tier würde

seine Freiheit in sehr geringem Maße ausnutzen können.“

„Weil es zuschanden gepeinigt ist!“ rief sie.

„Er leckt noch beständig!“ sagte der Assistent und hielt dem immer schwächer stöhnenden Hund auf der schrecklichen Folterbank seine Hand hin.

„Erlöse dieses Tier!“ schrie die Frau. „Bei Gott im Himmel, erlöse dieses Tier!“ Am ganzen Leib erbebte sie. Wie die verzerrten Züge eines Leichnams, so war ihr Gesicht in diesem Augenblicke. Er schaute sie jetzt betroffen an. Da sagte der Assistent: „Der Hund ist tot.“

„Ach, ärgerlich, diese Störung gerade jetzt!“ murmelte der Professor, einen Stift, den er gerade in der Hand gehabt, auf den Tisch schleudernd.

Sie trat ganz nahe an ihn heran und schrie ihm ins Gesicht hinein: „Scheusal! — Scheusal!“

Er wich zurück. „Bist du bei Sinnen?“

„Nun weiß ich, warum es hat geschehen müssen!“ fuhr sie fort.

„Aber, so beruhige dich doch, meine Liebel!“

„Jetzt, weil ich das gesehen, sage ich: es ist besser so. Besser in der Erde schlafen, als leben und eine solche Bestie zum Vater haben! — Vielleicht, mein Richard, hättest du auch so werden müssen unter seinem Beispiel. Ich preise Gott, daß er dich genommen hat — von diesem abscheulichen Menschen weg.“

„Du sprichst vom Knaben. Wie geht es ihm?“

„Zurück, Ungeheuer! — Ich werde mein Kind allein begraben. Daß es dir erspart bleibe, ein Herz zu heucheln! — Gott!“ schrie sie auf, die Fäuste an die Brust stoßend und dann wie im höchsten Wohlbehagen aufatmend: „Gott, habe Dank, mein Gott, für den Haß!“

So stürzte sie zur Tür hinaus, über die breite Treppe an den Wagen: „Vorwärts! Nach Hause!“

Der Professor, nun aufs höchste bestürzt, eilte ihr nach. Aber er fand nicht sogleich einen Wagen, und als er nach Hause kam, waren die Familienzimmer leer. Die Dienerschaft huschte ratlos umher. Die gnädige Frau sei in der größten Aufregung von einer Fahrt gekommen, habe den Leichnam ins Tuch gewickelt, sei, denselben fest mit den Armen umschlingend, zurück in den Wagen gegangen und davon gefahren. — — — — —

Professor Albin Gibart war in den prachtvollen Räumen allein. Aller Komfort, den er sich stets gewünscht, umgab ihn. Aller Luxus, alles Resultat der Wissenschaft. Aber er war allein. Aller Gelehrtenruhm, an dem er unersättlich gewesen, leuchtete nun um sein Haupt — um ein ruheloses, gequältes Haupt. Eine beständige, eine furchtbare, eine grenzenlose Pein war in ihm. Ein unerträgliche, bis zur Verzweiflung gesteigerte Pein. Vergebens schrie er in unersättlicher Selbstsucht Flüche hin über sein Unglück, über den Liebling, der ihm gestorben war, über das treulose Weib, das ihn verlassen hatte.

Wenn er nur hätte ein Ende machen können! Wenn er wenigstens hätte bereuen können! Aber ihm fehlte das Herz dazu.

(„Das Sündenglöckel“. Verlag von L. Staackmann, Leipzig.)

AUS DEN WERKEN CHRISTIAN WAGNER'S

Vorbemerkung des Herausgebers. — Christian Wagner wurde am 5. August 1835 als Sohn eines armen Bauern in dem schwäbischen Dorf Warmbrunn im Kreise Leonberg geboren und starb dort am 15. Februar 1918. Trotzdem er in seinem ganzen Leben nur selten sein kleines Heimatdorf verlassen konnte, und trotzdem die harte Feldarbeit ihm sehr wenig Zeit zum Studium übrig ließ, hat dieser schlichte Bauer zahlreiche lyrische Gedichte von großer Schönheit und Lehrgedichte von tiefer Weisheit geschaffen. Schon in früher Jugend erkannte er die rohe Behandlung der Tiere als eine ungeheure Schuld, durch die der Mensch auch sich selber furchtbares Unheil mannigfacher Art bereitet. Schon als junger Bauer bemühte er sich, „jede Ausnutzung des Lebendigen, die schmerzlich empfunden wird“, zu vermeiden und legte sich große Opfer auf, um leidenden Tieren zu helfen. In allen seinen Werken bezeichnet er es als seine Aufgabe, in den Menschen Ehrfurcht vor dem Leben in jeglicher Gestalt zu wecken und das Recht aller Wesen auf Leben und Freude zur Anerkennung zu bringen.

Mehrere der von Christian Wagner veröffentlichten Gedichtbücher sind vergriffen. Eine gute Auswahl aus seinen Werken und eine Beschreibung seines Lebens enthält das von Otto Güntter herausgegebene Buch „Gesammelte Dichtungen von Christian Wagner“ (Verlag von Strecker & Schröder in Stuttgart). Diesem Buch sind auch die folgenden Auszüge, mit Ausnahme einiger Verse aus dem vergriffenen Büchlein „Neuer Glaube“, entnommen.

Das Recht des Tieres

O gräßlicher Irrtum der Menschen, zu wähnen, daß die Tierwelt nur der Menschen wegen da sei und folglich rücksichtslos verbraucht werden dürfe! Jedes Wesen ist vor allem nur da, um sich seines Daseins zu freuen. — Ueberlege wohl, ehe du ein Todesurteil sprichst, ob du keinen, gar keinen andern Ausweg finden kannst. Denn ob du dem Tiere auch seine Nahrung gereicht hast, ändert an deinem Rechte wenig. Nimmst du ihm dafür sein Leben, so hast du ihm doch mehr genommen als gegeben, und dein Geben war nur wie das Geben des Wucherers, um zehn gegen fünf zu bekommen.

Es ist nicht alles ganz dein, was du dein nennst; es ist eigentlich gar nichts ganz dein als die Wertsachen in deiner Brust, in dem feuerfesten und diebesicheren Kassenschrein deiner Seele. — Deine Gärten, Aecker und Wiesen hast du erkauf und bezahlt; aber was du nicht erkauf und bezahlt hast, das ist der Tau und der Regen, der deine Gewächse tränkt, das ist die Luft und der freudige Sonnenschein. Darum siehe: Nicht ganz dein ist deine Ernte. Siehe, der Herr der Erde, der Luft, des Regens und des Sonnenscheins hat dir mitunter arme Menschenkinder, auch Tiere, mitunter Schwachsinnige und Unmündige, auch Herbergslose — ich möchte sagen — ins Ausgedinge gegeben, mit der gewiß nicht zu schwer drückenden Bedingung, sie ein wenig zu dulden. — Ja, es sind geringe Ausdinger, die von deinen Feldfrüchten naschen: Feldhühner, Waldvögel und Tauben, ja noch geringere: Sperlinge und Mäuse, Maulwürfe und Maikäfer; aber glaube ja nicht, daß sie ihrem Schöpfer auch so gering erscheinen wie dir! Du wütest mit Gift, mit Feuerrohr und Schlinge unter diesen kleinen naschen-

den Ausdingern. Siehe wohl zu, daß sie dich nicht verklagen! Hüte dich, daß dir dein Lehensherr die verliehenen Nutznießungen nicht nehme — die Nutznießungen des Regens und des Sonnenscheins, die Nutznießungen der fröhlichen Gesundheit und des Gedeihens.

*

O laß doch der armen, liebebedürftigen Tierwelt etwas abfallen von deiner Liebe! Dem Kätzchen, das seine Pfötchen auf deine Schulter legt und um Liebe bittet. Dem Hunde, der freudig an dir empor springt, und dem ein freundlich gesprochenes Wort Labsal ist. Der Kuh im Stalle, die dich treuherzig anblickt, deine Hände leckt und ihren Hals darbietet, um sich von dir krauen zu lassen. Der Henne, der dein Ruf Tischgebet und deren Piepen Danksagung ist. — Und so du ein Wesen nicht schätzen kannst seiner Gestalt wegen, so schätze es um der Liebe willen, die seine Mutter daran gewendet, oder um der Liebe willen, die es selber zu spenden fähig gewesen wäre.

*

Ich möchte eine größere Wertschätzung des Lebens einführen Ich möchte eine Gemeinde gründen, deren Aecker und Wiesen Domänen des Zukunftsreiches wären, wie es meine wenigen jetzt schon sind. Eine Freistätte gründen, wo das Gnadenbrot äßen in deinem Hause bis an ihr Ende die Gespielen deiner Kinder, das Kätzchen und der Hund, sowie die gute Nährmutter derselben, die milchgebende Kuh, und die eierlegende Henne. Wo der Markstein stände gegen die Härte, den Eigennutz und den Undank der Menschen.

*

Auch die Tierwelt wartet auf ihren Heiland, ja, selbst die Pflanzenwelt und die ganze Natur. Sehnsuchtsvoll und zitternd harren sie schon seit Jahrtausenden auf ihren Erlöser. Auf einen Heiland, der ihre natürlichen Rechte voll anerkennt und zu voller allgemeiner Anerkennung zu bringen vermag. Aber wann wird der kommen? Und welcher Wegbereiter wird sein Johannes sein? Frage nicht! Ich und du, und der und jener, und jeder volle Mensch ist hierzu berufen, und wer dieser hohen, heiligen Berufung nicht folgt, hat dafür Verantwortung und Sünde.

*

Rächer zerstörten Lebens

Grausame Menschen sind abergläubisch, das heißt: sie haben Dämonenfurcht, aber auch alle Ursache dazu, denn sie haben wirklich zu fürchten. Mit jeder Leiblichkeit, die sie schonungslos vernichtet, haben sie einen Unhold mehr losgebunden, der ihnen Schritt für Schritt in tausendfacher, täglich veränderter Gestalt auf der Ferse folgt und dessen Krallen sie schließlich unrettbar verfallen. Nicht unsere Kultur, welche meist nur ein schimmernder Lack über der inneren Roheit der Seele ist, kann diese Dämonenfurcht beseitigen, sondern allein die Kultur, die in dem Grundsatz gipfelt, nie und nirgends Qual zu schaffen. Denn ohne Qual gibt es keinen Unhold.

Flieh, Mörder, flieh! Flieh fort nach ferner Flur,
Ein Unhold immer bleibt auf Deiner Spur!
Flieh, Mörder, flieh! Flieh fern hin übers Meer,
Ein Unhold immer setzt Dir hinterher!

O wähne nicht, das Blut, das einst hier floß,
In Strömen aus der Wunde sich ergoß,
Sei im Gesteine spurlos längst zerronnen!
Das Leben, das den Adern hier entströmt,
Hat andern Formen nur sich anbequemt,
Mit anderm Leibe neu sich übersponnen.

Ja, furchtbar sind die Rächer und die Scharen,
Die täglich diesem Höllenschlund entfahren. . . .
Du fühlst den Zahn und siehest nicht den Rachen,
Vom Schweif umringelt siehst Du nicht den Drachen,
Und nimmermehr, ob zehnfach auch beaugt,
Die Zwergvampyre, die Dich angesaugt.
Sie werden nähren sich, behaglich äsen
An Deinem Fleisch, die kleinen Lebewesen.*)

Du kannst nicht schauen sie, Du kannst nur fühlen,
Die Tausendmäul'gen Dir im Leibe wühlen;
Du kannst nicht schauen sie, nur will Dich schmerzen
Der Tausendzäh'n'gen Nagen an dem Herzen;
Du kannst nicht schauen sie, Du kannst nur spüren,
Die Tausendhänd'gen Deine Kehle schnüren;
Von Krallen und von Schnäbeln angehackt,
Siehst Du die Geier nicht, die Dich gepackt. —
Sieh, Mörder, sieh: das ist die Rächerschar,
Der Du verfallen bist mit Haut und Haar!

*

Der Brahmine

Wann der Brahmine wandelt durchs Gefild,
So grüßen ihn so freundlich und so mild
In innigem Verständnis, nah und ferne,
Zahlloser Blumen fromme Augensterne

*) Die Bazillen. (Anmerkung von Christian Wagner.)

Es grüßen ihn halb schüchtern und halb traut
Die Blumenglocken mit verwandtem Laut,
Die abertausend Blütenfalter alle,
Wenn sie ihn sehen wandeln durch die Halle.
Das Halmgesinde, das am Boden sprießt,
Sich vor ihm ehrfurchtsvoll verbeugt und grüßt.
Die Tauben, die am Zweige festgebannt,
Die Fittige zum Fluge ausgespannt,
— Die rosig weißen Blütenvögel eben —
Sie möchten auf sein Haupt herniederschweben.
Die Blumenkelche, grüßen sie ihn nicht
Mit mädchenhaftem, schüchternem Gesicht?
Sie möchten wohl zum Liebsten ihn gewinnen.
Doch ihn durchzieht ein wundersam Besinnen.

Ihm ist's, als hätt' in längst verschwundener Zeit
Rückwärts, von jeder Rückerinnerung weit,
In tausende Atome noch zersplittert,
Sein Tausendstel als Blumenblatt gezittert;
Sein Tausendstel getragen ehemals
Auch solches prächt'ge Sternendiadem,
Den Schmeicheldüften wonniglich gelauscht
Und fromme Huldigungen eingetauscht.

Wann der Brahmine wandelt durch die Flur,
So freut sich drüber jede Kreatur,
Und alle Wesen, Alte wie die Jungen,
Sie bringen dar ihm ihre Huldigungen:
Es hüpf't um ihn die liebliche Gazelle,
Mit ihren Mädchen-Augen klar und helle;
Die Rinderherden an des Hügels Seiten,
Sie kommen eilends, um ihn zu begleiten;
Es ringelt sich die gift'ge Schlange lose
An seinem Hals empör, daß sie ihn kose;

Es kommen schnurrend, ihm die Hand zu lecken,
Dir großen Katzen mit den Panterflecken;
Der mütterliche Vogel in den Zweigen,
Er lockt und ruft, die Jungen ihm zu zeigen.
So, wo er wandelt und wohin er tritt,
Bringt er den Frieden und den Segen mit.

*

Mahnungen

Nicht die Blumen breche oder knicke,
Bleibe, stehe, labe deine Blicke
An den Jungfrau'n, deren Wonnelieben,
Ach, so bald wird in das Nichts verschweben.

Pflanzen sollst du, die zerrauft, zertreten,
Sorgsam in die Erde wieder betten;
Findest du am Weg ein hilflos Wesen,
Nimm's in Pflege, bis es ist genesen.

Werden Tiere dir am Weg begegnen,
Heb' die Hände auf, um sie zu segnen;
Speise sollst du immer bei dir haben,
Schmachtende und hungernde zu laben.

Keine Mühe sollst du jemals scheuen,
Vögel und Gefangne zu befreien,
Keine Kosten, auf den Markt zu wandeln,
Junge zu den Müttern rückzuhandeln.

*

UNTER TIEREN

Von Manfred Kyber.

Stumme Bitten

Die Schafherde drängte sich aufgereg't zusammen.
Ein altes Schaf erzählte.

„Meine Großmutter hat es selbst gesehen,“ sagte es, „es ist etwas Fabelhaftes, Grauensvolles. Man weiß nicht, was es ist. Sie sah auch nicht alles. Sie kam dran vorüber, als sie zur Weide ging. Es war ein Tor, das in einen dunklen Raum führte. Es roch nach Blut am Tor des dunklen Raumes. Zu sehen war nichts. Aber sie hörte den Schrei eines Hammels darin, einen gräßlichen Schrei. Da lief sie zitternd zur Herde zurück.“ Alles schauderte.

„Man weiß nichts Gewisses,“ sagte das Schaf, „aber es muß etwas Wahres daran sein. Jedenfalls ist es furchtbar.“

„Deine Großmutter lebt nicht mehr?“ fragte ein junger Hammel.

„Ich weiß es nicht,“ sagte das Schaf, „es ist schon lange her — da wurde sie abgeholt.“

„Das soll der Anfang sein, man kommt dann nie wieder,“ sagten einige.

Der Schäferhund bellte kläffend und trieb die Herde dem andern Ende der Weide zu.

Da stand der Schäfer und sprach mit einem fremden Mann, der nicht aussah wie ein Hirt. Sie handelten mit einander. Dann ging der fremde Mann mit festen Schritten in die Herde hinein und prüfte

die einzelnen Stücke mit kundigen Augen. Es waren nicht die Augen eines Hirten. Jetzt griff seine Hand nach dem jungen Hammel, der vorhin gefragt hatte. Das Tier überlief es kalt. Die Hand fühlte sich anders an als die Hand des Hirten.

Der Hammel bekam eine Leine um den Hals.

„Den nehme ich,“ sagte der fremde Mann und zog einen schmutzigen Beutel mit Geld aus der Tasche. Er bezahlte. Das lebendige Leben gehörte ihm. Er hatte es gekauft.

Er ergriff die Leine und zerrte den Hammel von der Weide fort auf die Landstraße. Die Herde sah dem Davongehenden erschreckt und verständnislos nach. Der Hammel wandte den Kopf. Die Augen suchten die Verwandten und Spielgenossen. Etwas in ihm krampfte sich zusammen — etwas in ihm rief ihm zu, sich loszureißen und zurückzulaufen.

„Das ist der Anfang, man wird abgeholt,“ dachte er.

Aber er wehrte sich nicht. Er war hilflos. Was hätte es genützt?

„Es braucht ja nicht das Schreckliche zu sein,“ tröstete er sich, „es gibt noch andere Weiden. Dahin werde ich vielleicht geführt.“

Es war das Vertrauen, das Tiere haben, die zahm gehalten worden sind.

Jetzt bogen sie um die Ecke. Die Herde war nicht mehr zu sehen. Die Weide verschwand. Nur von ferne hörte man den Schäferhund bellen und die Töne der Hirtenpfeife. Der Wind verwehte sie.

Es war ein weiter Weg. Der fremde Mann ging schnell. Er hatte es eilig.

„Ich bin müde, ich möchte mich etwas erholen,“ bat der Hammel.

Es war eine stumme Bitte.

Sie gingen weiter. Es war heiß und staubig.

„Ich bitte um etwas Wasser,“ sagte der Hammel. Es war eine stumme Bitte.

Endlich kamen sie in eine kleine Stadt. Sie gingen durch enge krumme Straßen, in denen es keine Weiden gab. Diese Hoffnung also hatte sich nicht erfüllt.

Sie hielten vor einem Tore, das in einen dunklen Raum führte. Ein häßlicher Dunst schlug dem Tier entgegen. Der Hammel wandte den Kopf und blökte klagend. Er scheute vor dem Dunst zurück und vor dem dunklen Eingang. Eine Angst wurde in ihm wach, im Unterbewußtsein, eine grenzenlose Angst.

„Ich möchte nach Hause,“ sagte der Hammel und sah den fremden Mann an.

Es war eine stumme Bitte.

Stumme Bitten werden nicht gehört.

Der Mann schlug die Leine mit einem geschickten Griff um die Hinterbeine des Tieres und zog es vorwärts. Die Schnur schnitt ein.

„Ja, ja, ich komme schon,“ sagte der Hammel erschreckt. Die müden steifen Beine beeilten sich.

Es waren nur wenige Augenblicke, aber sie schienen sehr lang. Dann war er in einem dunklen Raum. Es roch erstickend nach Blut und Abfällen — nach Leichen von Seinesgleichen.

Man hält es nicht für nötig, das vorher fortzuschaffen. Es ist ja nur Vieh, Schlachtvieh.

Da packte den Hammel ein hilfloses, lähmendes Entsetzen. Ein Entsetzen, das alle stummen Bitten vorher vergessen ließ. Ein Entsetzen, das ganz allein herrschte.

Der Hammel zitterte am ganzen Körper.

„Jetzt kommt das Fabelhafte — das Grauen,“ dachte er.

Und es kam.

— — — — —

Die Welt ist voll von stummen Bitten, die nicht gehört werden. Es sind Menschen, die sie nicht hören. Es scheint unmöglich, diese stummen Bitten zu zählen. So viele sind es. Aber sie werden alle gezählt. Sie werden gebucht im Buche des Lebens.

Groß und fragend sehen die Augen des Gautama Buddha auf die europäische Kultur.

*

Auf freiem Felde

Der Schnee lag kalt und weiß auf freiem Felde. Ein Hase und seine Frau suchten Futter. Die Pfoten froren. Es war ein mühsamer Weg und der Wind piff über die Fläche. Die Ausbeute war kümmerlich. Man mußte erst den Schnee fortkratzen, um etwas Essen zu finden. Die Pfoten wurden so leicht wund dabei. Man mußte sie dazwischen immer wieder ablecken. Auch war die Frau des Hasen leidend. Ein Bein war ihr zerschossen worden. Sie humpelte hilflos und gebrechlich über den Schnee.

„Es ist recht schwer, wenn man so behindert ist,“ klagte sie. „Wie wird es erst im Frühling werden! Ich kann mit dem kranken Bein doch keine Kinder warten.“

Der Hase tröstete sie.

„Es wird schon gehen,“ sagte er und leckte ihr beruhigend die Ohren. „Du brauchst erst eine Kur an der Quelle. Sie ist so kalkhaltig und hat schon vielen geholfen.“

„Ach, diese schrecklichen Jagden!“ seufzte die Häsin. „Wenn sie einen wenigstens gleich töten wollten! Aber jagen darf jeder, und so schießen sie

einen krank. Die Menschen sind offenbar immer hungrig, daß sie einen so verfolgen.“

„Das war früher. Früher war es auch ein Kampf gegen wilde Tiere,“ sagte der Hase. „Jetzt ist es gefahrlos und darum ist es ein Vergnügen. Es ist sogar ein vornehmes Vergnügen. So haben es wenigstens die getauft, die sich selbst vornehm nennen. Vermutlich, weil andere sie nicht vornehm nennen würden. Da tun sie es lieber gleich selbst.“

Die Häsin war empört. „Töten ist doch kein Vergnügen! Sogar Wölfe reißen aus Hunger, nicht aus Lust am Töten.“

„Es sind eben keine Wölfe, sondern Menschen — die von sich selbst so getauften vornehmen,“ sagte der Hase. „Sie genießen die Natur nur, wenn sie ihr ins brechende Auge sehen. Das ist ihr Freude an der Schöpfung. Aber du wirst durch die Kur wieder ganz gesund werden. Die Quelle ist ein ganz berühmtes Bad.“

„Es ist unfaßlich,“ sagte die Häsin und verspeiste nachdenklich etwas vertrocknetes Moos.

„Es gibt bei den vornehmen Leuten noch viel vornehmer Dinge,“ fuhr der Hase fort. „Sie zähmen sich die Tiere erst, um sie dann zu Tode zu hetzen. Das ist das Allervornehmste!“

„Aber das ist ja Mittelalter! Wir leben doch in der Neuzeit?“ rief die Häsin entrüstet.

Sie war historisch sehr gebildet. Die Hasen haben eine lange und traurige Geschichte, die sorgsam überliefert wird.

„Wir sind noch sehr tief im Mittelalter drin,“ sagte der Hase bedrückt und kummervoll. „Aber die neue Zeit wird bald kommen. Es stehen starke Geister auf, die das Mittelalter nicht fürchten. Es sind keine armen Hasen, denn sie führen scharfe

Waffen. Der Gott der Schöpfung hat sie ihnen gegeben, damit die den Wehrlosen helfen. Man spricht davon im Wald und auf freiem Felde.“

„Es ist gewiß an der Zeit,“ sagte die Häsin seufzend, „aber erst muß ich meine Kur brauchen.“

Oben in der Luft kreisten zwei Raubvögel.

„Du,“ sagte der Habicht zu seiner Frau, „da unten ist ein kranker Hase. Den wollen wir fressen. Ich habe Hunger. Der andre ist gesund. Der würde uns entwischen.“

Er stieß pfeilschnell auf die Häsin nieder. Der Hase sprang entsetzt hinter ein Gebüsch. Aber der Habicht konnte seine Beute nicht entführen. Ein Schuß traf ihn. Er breitete die Schwingen auseinander. Sein Blut färbte den Schnee.

„Jetzt ist meine Frau gerettet!“ jubelte der Hase. „Das ist gewiß einer von den starken Geistern, die helfen kommen.“

Es war kein starker Geist.

Die Häsin richtete sich auf, um fortzueilen. Da traf sie ein Kolbenschlag auf den Kopf. Sie reckte den verstümmelten Körper. Die Augen überzogen sich mit einem matten Schein und erloschen. Der vornehme Mann hatte seine Freude an der Natur.

Im verschneiten Gebüsch saß frierend und jammernd ein kleines Geschöpf mit struppigem Fell.

Hoch in der Luft kreiste ein einsamer Vogel.

Die Blutspuren auf dem Schnee bildeten seltsame Zeichen. Die Zeit ist sehr nah, wo man sie lesen lernen wird.

Und erlöse uns von dem Uebel.

(„Unter Tieren“. Verlag von Walter Seifert in Heilbronn.)

DAS KAMEL VON NAZARETH

Von Curt Biging.

Zu der Zeit, da Jesus inne ward, daß seine Frist gekommen war, gen Jerusalem zu gehen und dort den Martertod zu erleiden, wandelte er mit Maria am Ufer des Sees Genezareth.

Und es ward Abend, und alle Reisenden eilten sich, in die Stadt zu kommen, daß sie nicht auf der Landstraße übernachteten.

Jesus aber war voller Trauer, und Maria fragte ihn nach seiner Bekümmernis.

Er aber sprach: „Weib, was weißt du von dem Leid, das über die Menschen gebreitet ist? Das Gericht ist nahe, doch sie sehen nicht und sie hören nicht. Sie sind mit Blindheit und Taubheit geschlagen und haben die Gnade verloren.“

Und Maria seufzte, als Jesus von dem Leid sprach; denn sie hatte Kinder geboren.

Um dieselbige Stunde wanderte ein Mann gen Nazareth und führte ein Kamel. Und das Kamel schwankte an seiner Last.

Der Mann aber schlug auf das Tier und schwor bei den Göttern.

Und das Kamel brach zusammen.

Alsobald eilte der Mann zur Stadt, ein anderes Tragtier zu holen, daß die Last über Nacht nicht geraubt würde auf der Landstraße

Da kamen Jesus und seine Mutter zu dem Kamel. Und es jammerte sie des Tieres und sie griffen zu, die Stricke der Last zu lösen.

Das Kamel aber hob das Haupt und fragte: „Bist du Jesus, des Zimmermanns Sohn, der Messias den Juden, der gekommen ist, die Welt zu erlösen?“

Und Jesus antwortete: „Ich bin es.“

Und Maria sprach: „Er ist die Kraft Gottes, die da selig macht alle, die an ihn glauben, die Juden sowohl als auch die Griechen.“

Da das Kamel solches hörte, hob es die Augen zum Menschensohn auf und klagte:

„Der du die Menschen erlösest, o Herr, die Juden sowohl als auch die Griechen, warum lässest du die Tiere dahinfahren in Jammer und Pein in dieser Welt und ohne Hoffnung auf Abrahams Schoß? Wir haben Kinder geboren nach dem Gebot, und sie werden uns genommen und haben ein grausames Leben und Sterben.“

Maria aber bewegte diese Worte in ihrem Herzen und weinte.

Und sie sprach zu Jesus: „Warum, mein Sohn, nimmst du dich nicht auch dieser an, da der Vater im Himmel ihre Väter rettete in der Arche, auf daß sie nicht des Todes stürben?“

Und Jesus antwortete und sprach: „Weib, was habe ich mit dir zu schaffen? Nicht ist es jemand gegeben, mit mir zu rechten und zu sagen: tue dies oder tue das! Denn allein dem, der mich gesandt hat.“

Maria aber, ob sie gleich weinte, sprach mit starker Stimme: „Jesus, mein Sohn, wehe über dich! Ein Leid redet zu dir aus tiefer Not, und du willst nicht hören? Hat dir der Herr solches geboten?“

Da schrie Jesus laut auf und zerriß sein Gewand und streute Staub auf sein Haupt und sprach: „Mutter, was durchbohrst du mein Herz? Wohl hören meine Ohren die Klage der Kreatur und meine Augen sehen die Qual jeglichen Geschöpfes. Aber wenn meine Lehre schon keine Macht hat, da sie zu den Menschen redet um der Menschen willen, wie wird sie Macht haben, so die Kinder der Welt auch den Tieren Liebe erweisen sollen?“

Und Maria sprach: „Ist der Herr nicht allmächtig?“

Aber Jesus antwortete: „Wahrlich, ich sage dir, eher geht dieses Kamel durch ein Nadelöhr, denn daß der Menschen Torheit und Bosheit Friede auf Erden gibt allem Geschaffenen.“

Und er segnete das Kamel, daß es starb, und sprach: „Hier hat meine Macht ein Ende und die Gewalt des himmlischen Vaters. Diesen hier ist keine Erlösung gegeben denn der Tod.“

Und es reute ihn, daß er gen Jerusalem gehen sollte, am Kreuz zu sterben für die Menschen, die Juden sowohl als auch die Griechen.

Von Stund an aber blicken die Kamele mit Verachtung auf die Welt, und wenn sie sterben müssen, vergießen sie Tränen wie aus eines Menschen Auge.

ZWEI SKIZZEN VON IWAN TURGENIEW

Der Sperling

Ich kehrte von der Jagd zurück und ging durch die Gartenallee. Mein Hund lief voraus. Plötzlich verzögerte er seine Schritte und begann zu schleichen, als witterte er vor sich ein Wild.

Ich blickte die Allee hinunter und gewahrte einen jungen Sperling mit gelbem Schnabelrande und jungem Flaum auf dem Kopfe. Er war aus dem Neste gefallen — ein kräftiger Wind schüttelte die Birken der Allee — und unbeweglich saß er nun da, indem er die kaum hervorgewachsenen Flügelchen hilflos von sich streckte.

Langsam näherte sich ihm mein Hund, als sich plötzlich vom benachbarten Baume ein alter, schwarzbrüstiger Sperling losriß, wie ein Stein gerade vor seiner Schnauze niederstürzte und ganz zerzaust und verstört mit verzweifelttem, kläglichem Gekreisch einige Male gegen den weitgeöffneten, mit großen Zähnen besetzten Rachen lossprang.

Er wollte sein Junges retten, er schirmte es mit seinem eigenen Körper sein ganzer winziger Leib bebte vor Schrecken, sein Stimmchen ward wild und heiser, er trotzte dem Tode, er opferte sich!

Welch' ein gewaltiges Ungetüm mußte der Hund für ihn sein! Und gleichwohl vermochte er nicht

dort oben auf seinem sicheren Ast zu verbleiben. Eine Gewalt, welche stärker war als sein Wille, riß ihn hinweg.

Mein Tresor blieb stehen und wich dann zurück. Offenbar mußte auch er jene Gewalt anerkennen. Ich rief den verdutzten Hund zu mir und entfernte mich mit einem Gefühle der Ehrfurcht.

Ja, lachtet nicht, ich empfand wirklich Ehrfurcht vor diesem kleinen heldenmütigen Vogel, vor dem leidenschaftlichen Ausbruch seiner Liebe.

Die Liebe, dachte ich, ist doch stärker als der Tod und die Todesangst. Nur durch sie, nur durch die Liebe erhält und bewegt sich das Leben.

*

Der Hund

Wir sitzen unser zwei im Zimmer: mein Hund und ich. Draußen heult ein heftiger Sturm.

Der Hund sitzt dicht vor mir — er schaut mir gerade in die Augen.

Und auch ich schaue ihm in die Augen.

Es ist, als ob er mir etwas sagen wollte. Er ist stumm, hat keine Worte, begreift sich selber nicht; ich aber begreife ihn.

Ich begreife, daß in diesem Moment ihn und mich das selbe Gefühl beherrscht, daß nicht der geringste Unterschied zwischen uns besteht. Wir sind gleichartige Wesen. In jedem von uns leuchtet und glüht das selbe zitternde Flämmchen.

Der Tod eilt herbei mit dem Flügelschlag seiner breiten kaltfeuchten Fittiche

Und alles ist zu Ende.

Wer will dann den Unterschied jener Flämmchen feststellen, die in uns beiden geblüht haben?

Nein! Nicht Tier und Mensch sind's, die jene
Blicke tauschen.

Es sind zwei gleichgeschaffene Augenpaare, die
auf einander gerichtet sind.

Und aus jedem dieser Augenpaare, aus dem des
Tieres wie aus dem des Menschen, spricht hell und
deutlich das ängstliche Bedürfnis nach gegenseitiger
Anschmiegung.

MENSCH UND TIER

Von Christian Morgenstern.

Ich war im Garten, wo sie all' die Tiere
Gefangen halten; glücklich schienen viele,
In heitern Zwingern treibend munt're Spiele;
Doch and're hatten Augen, tote, stiere!

Ein Silberfuchs, ein wunderzierlich Wesen,
Besah mich unbewegt mit stillen Blicken;
Er schien so klug sich in sein Los zu schicken;
Doch konnte ich in seinem Innern lesen.

Und and're sah ich mit verwandten Mienen,
Und and're rastlos hinter starren Gittern
Von wunder Liebe fühlt' ich mich erzittern,
Und meine Seele wurde eins mit ihnen.

(Nachgelassenes Gedicht aus dem Bande „Gesammelte Gedichte“, der bei R. Piper & Co. in München erscheinen wird.)

DER ALPENJÄGER

Von Friedrich Schiller.

Willst du nicht das Lämmlein hüten?
Lämmlein ist so fromm und sanft,
Nährt sich von des Grases Blüten,
Spielend an des Baches Ranft.
„Mutter, Mutter, laß mich gehen,
Jagen nach des Berges Höhen!“

Willst du nicht die Herde locken
Mit des Hornes muntrem Klang?
Lieblich tönt der Schall der Glocken
In des Waldes Lustgesang.
„Mutter, Mutter, laß mich gehen,
Schweifen auf den wilden Höhen!“

Willst du nicht der Blümlein warten,
Die im Beete freundlich steh'n?
Draußen ladet dich kein Garten;
Wild ist's auf den wilden Höh'n.
„Laß die Blumen, laß sie blühen!
Mutter, Mutter, laß mich ziehen!“

Und der Knabe ging zu jagen,
Und es treibt und reißt ihn fort,
Rastlos fort mit blindem Wagen
An des Berges finstern Ort.
Vor ihm her mit Windesschnelle
Flicht die zitternde Gazelle.

Auf der Felsen nackte Rippen
Klettert sie mit leichtem Schwung,
Durch den Riß gespalt'ner Klippen
Trägt sie der gewagte Sprung;
Aber hinter ihr verwogen
Folgt er mit dem Todesbogen.

Jetzo auf den schroffen Zinken
Hängt sie auf dem höchsten Grat,
Wo die Felsen jäh versinken,
Und verschwunden ist der Pfad.
Unter sich die steile Höhe,
Hinter sich des Feindes Nähe.

Mit des Jammers stummen Blicken
Fleht sie zu dem harten Mann,
Fleht umsonst, denn loszudrücken
Legt er schon den Bogen an;
Plötzlich aus der Felsenspalte
Tritt der Geist, der Bergesalte.

Und mit seinen Götterhänden
Schützt er das gequälte Tier.
„Mußt du Tod und Jammer senden“,
Ruft er, „bis herauf zu mir?
Raum für alle hat die Erde;
Was verfolgst du meine Herde?“

*

Ebenso wie der Held meines Romans „Jean Christoph“, könnte ich selber nicht der Freund eines Menschen sein, der Freude an der Jagd findet.

Romain Rolland
(in einem Brief an den Herausgeber).

ZWEI GEDICHTE VON FRIEDRICH HEBBEL

Auf das Tier.

Du bist der arme Caliban der Welt.
Du hast dem Menschen jede Frucht gezeigt,
Die auf der Erde Kraft und Mark enthält,
Und dich ihm stumm, als deinem Gott, geneigt.
Dir dankt er's selbst, daß er die Quelle kennt,
Worin er sich den Leib verjüngen kann.
Doch seit ihm deine heil'ge Leuchte brennt,
Verhängt er über dich den Todesbann.
Und das Geschöpf, das gleich verloren war,
Wenn du es nicht geleitet durch die Nacht,
Bringt dir den Dank durch alle Martern dar,
Wozu der Trieb in seiner Brust erwacht.

*

Der Brahmine.

In den bängsten Qualen windet
Sich der frömmste der Brahminen.
Jahre hat er's ausgehalten,
Heute ist der Tag erschienen,
Wo die Kräfte ihn verlassen,
Die in ihm den Göttern dienen.
Statt sie stumm wie sonst zu segnen,
Stöhnt er laut empor zu ihnen.
Aber aus der Zelle Winkel
Kommt der Tod herangeschritten,
Und er spricht mit heller Stimme:
„Endlich hast du ausgelitten.“

Auf der Felsen nackte Rippen
Klettert sie mit leichtem Schwung,
Durch den Riß gespalt'ner Klippen
Trägt sie der gewagte Sprung;
Aber hinter ihr verwogen
Folgt er mit dem Todesbogen.

Jetzo auf den schroffen Zinken
Hängt sie auf dem höchsten Grat,
Wo die Felsen jäh versinken,
Und verschwunden ist der Pfad.
Unter sich die steile Höhe,
Hinter sich des Feindes Nähe.

Mit des Jammers stummen Blicken
Fleht sie zu dem harten Mann,
Fleht umsonst, denn loszudrücken
Legt er schon den Bogen an;
Plötzlich aus der Felsenspalte
Tritt der Geist, der Bergesalte.

Und mit seinen Götterhänden
Schützt er das gequälte Tier.
„Mußt du Tod und Jammer senden“,
Ruft er, „bis herauf zu mir?
Raum für alle hat die Erde;
Was verfolgst du meine Herde?“

*

Ebenso wie der Held meines Romans „Jean
Christoph“, könnte ich selber nicht der Freund
eines Menschen sein, der Freude an der Jagd
findet.

Romain Rolland
(in einem Brief an den Herausgeber).

ZWEI GEDICHTE VON FRIEDRICH HEBBEL

Auf das Tier.

Du bist der arme Caliban der Welt.
Du hast dem Menschen jede Frucht gezeit,
Die auf der Erde Kraft und Mark enthält,
Und dich ihm stumm, als deinem Gott, geneigt.
Dir dankt er's selbst, daß er die Quelle kennt,
Worin er sich den Leib verjüngen kann.
Doch seit ihm deine heil'ge Leuchte brennt,
Verhängt er über dich den Todesbann.
Und das Geschöpf, das gleich verloren war,
Wenn du es nicht geleitet durch die Nacht,
Bringt dir den Dank durch alle Martern dar,
Wozu der Trieb in seiner Brust erwacht.

*

Der Brahmine.

In den bängsten Qualen windet
Sich der frömmste der Brahminen.
Jahre hat er's ausgehalten,
Heute ist der Tag erschienen,
Wo die Kräfte ihn verlassen,
Die in ihm den Göttern dienen.
Statt sie stumm wie sonst zu segnen,
Stöhnt er laut empor zu ihnen.

Aber aus der Zelle Winkel
Kommt der Tod herangeschritten,
Und er spricht mit heller Stimme:
„Endlich hast du ausgelitten.“

Wolle nur, und all die Schmerzen,
Die dir Mark und Bein zerschnitten,
Werden diesen Hund zerreißen,
Der dir naht mit leisen Tritten.“

Eben leckt der treue Wächter
Ihm die halb entblößten Hände,
Und der Kranke flüstert schauernd:
Lieber duld' ich bis an's Ende!
Traurig folgt mir stets sein Auge,
Wie ich mich auch dreh' und wende, —
Und ich sollt' ihm so vergelten?
Ford're nicht, daß ich mich schändel!

„Nun, so gib mir einen Vogel!
Lustig hör' ich einen pfeifen,
Er ist einer von den vielen,
Die von Land zu Lande schweifen,
Niemals wird er wiederkehren,
Immer weiter muß er streifen,
Und du bist ihm nicht verschuldet, —
Laß mich diesen denn ergreifen!“

Rühr' mir nimmer an den Vogel!
Flügel wurden ihm gegeben,
Um mit seinem süßen Liede
Erd' und Himmel zu verweben.
Droben lauscht der Engel nieder,
Unten horcht mit freud'gem Beben
Ihm des Kindes trunk'ne Seele.
Heilig ist mir solch ein Leben!

„Eben stürzt in wilder Wüste
Sich der Leu auf die Gazelle.
Angst versteinert ihre Glieder,
Und sie kann nicht von der Stelle.

Sichtbar klopfen ihr die Rippen
Unter'm bunt bemalten Felle.
Winke nur, so stürzt der Räuber,
Und sie springt hinweg zur Quelle.“

Frommt der Hindin noch das Leben,
Hat's ihr Brahma auch beschieden,
Und im rechten Augenblicke
Hilft ein Wunder ihr zum Frieden.
Mich verlockst du nicht zu töten,
Um mir selbst die Frist hienieden
Zu verlängern, wie die Ströme
Meines kranken Bluts auch sieden.

„Nun, so greif' in das Gewimmel
Unrein-ekler Kreaturen,
Drin die bösen Geister hausen,
Die das ew'ge Licht verschwuren
Und zur Strafe ihres Trotzes
In die schnöden Larven fuhren:
Unken, Spinnen, Kröten, Würmer, —
Alle tragen Teufelsspuren.“

Büßen sie für ihre Sünden,
Nun, so büß' ich für die meinen,
Auch noch aus der Hölle Tiefen
Führt ein Weg zurück zum Reinen.
Wollte ich den Letzten hindern,
Sich Vergebung zu erweinen,
Wüß' ich eines härtern Fluches
Als sie alle wert erscheinen.

„Hoffe nicht, daß sie's erwidern!
Rascheln hör' ich schon die Schlange,
Die dir droht mit gift'gem Stachel,
Und dir selbst wird todesbange.

Aufgerichtet, wie zum Sprunge,
Wälzt sie in geschweiftem Gange
Sich heran, — so opfre diese,
Daß sie schnell den Lohn empfangel“

Schließen will ich meine Augen,
Denn ich kann den Wurm nicht sehen.
Aber ist ihm Macht gegeben,
Werd' ich nimmer widerstehen.
Darf er mir das Leben rauben,
Muß er auch von seinen Wehen
Mich befrei'n, — wie soll ich zittern?
Mag, was kann und soll, geschehen!

Grimmig schlägt die zorn'ge Schlange
Jetzt den Zahn in seine Glieder.
Doch so wie sie ihn nur ritzte,
Ist er auch ein Jüngling wieder.
Aus dem losen Schultern-Paare
Sproßt ihm goldenes Gefieder.
Brahma aber ruft vom Himmel:
Schweb' empor, sonst steig ich nieder.

Anmerkung des Herausgebers: Friedrich Hebbel, der von Jugend an eine sehr starke Liebe zu den Tieren fühlte und sie in mehreren Gedichten, sowie an vielen Stellen seiner berühmten „Tagebücher“ ausdrückte, schrieb unter die Niederschrift dieses Gedichtes: „In schweren Leiden“. Offenbar wollte er dadurch andeuten, daß er auch in der schmerzhaften Krankheit, in der er das Gedicht verfaßte, seiner Ueberzeugung treu geblieben sei, daß der Mensch nicht das Recht habe, Tiere leiden zu lassen, um sich von Krankheiten zu heilen. Man kann dieses Gedicht daher wohl als einen Ausdruck des Abscheus Hebbel's vor der Vivisektion betrachten.

DAS KALB

Von Justinus Kerner.

Du Tier, im dunklen Stall geboren,
Eh' du des Lebens recht bewußt,
Greift dich ein Schlächter bei den Ohren
Und reißt dich von der Mutterbrust.

Dein großes Auge, fromm und helle,
Sieht da die Au' zum ersten Mal,
Doch angstvoll; denn des Hunds Gebelle
Treibt rastlos dich durchs grüne Tal.

Bald binden sie dir deine Glieder,
Sie achten nicht dein Angstgeschrei,
Man wirft dich auf die Schlachtbank nieder
Und schneidet dir den Hals entzwei.

Doch bei dem letzten Hauch der Kehle
Ein Glanz aus deinem Auge spricht:
„In mir auch wohnt eine Seele,
Für mich auch hält ein Gott Gericht.“

DER BETTLER UND SEIN HUND

Von Adalbert von Chamisso.

Drei Taler erlegen für meinen Hund?
Da schlage das Wetter mich gleich in den Grund!
Was denken die Herrn von der Polizei?
Was soll nun wieder die Schinderei?

Ich bin ein alter, ein kranker Mann,
Der keinen Groschen verdienen kann;
Ich habe nicht Geld, ich habe nicht Brot,
Ich lebe ja nur von Hunger und Not.

Und wann ich erkrankt, und wann ich verarmt,
Wer hat sich da noch meiner erbarmt?
Wer hat, wann ich auf Gottes Welt
Allein mich fand, zu mir sich gesellt?

Wer hat mich geliebt, wann ich mich gehärmt?
Wer, wann ich fror, hat mich erwärmt?
Wer hat mit mir, wann ich hungrig gemurrt,
Getrost gehungert und nicht geknurrte? —

Es geht zur Neige mit uns zwein,
Es muß, mein Tier, geschieden sein;
Du bist, wie ich, nun alt und krank,
Ich soll dich ersäufen, das ist der Dank.

Das ist der Dank, das ist der Lohn!
Dir geht's wie manchem Erdensohn.
Zum Teufel, ich war bei mancher Schlacht,
Den Henker hab' ich noch nicht gemacht.

Das ist der Strick, das ist der Stein,
Das ist das Wasser, — es muß ja sein.
Komm her, du Köter, und sieh mich nicht an,
Nur noch ein Fußtritt, so ist es getan. —

Wie er in die Schlinge den Hals ihm gesteckt,
Hat wedelnd der Hund die Hand ihm geleckt;
Da zog er die Schlinge sogleich zurück
Und warf sie schnell um sein eigen Genick.

Und tat einen Fluch gar schauerhaft,
Und raffte zusammen die letzte Kraft,
Und stürzt' in die Flut sich, die tönend stieg,
Im Kreise sich zog und über ihm schwieg.

Wohl sprang der Hund zur Rettung hinzu,
Wohl heult' er die Schiffer aus ihrer Ruh,
Wohl zog er sie winselnd und zerrend her,
Wie sie ihn fanden, da war er nicht mehr.

Er ward verscharret zu stiller Stund',
Es folgte ihm winselnd nur der Hund.
Der hat, wo den Leib die Erde deckt,
Sich hingestreckt und ist da verreckt.

EIN MISSKLANG

Von Renate Pfannschmidt-Beutner.

Ich schritt durch das schimmernde, wogende Feld
Auf duftig umblüheten Raine.
Wie lag so üppig, so selig die Welt
Im lachenden Sonnenscheine.

Da plötzlich aus allem Frieden her
Ein Schelten, Fluchen und Schlagen —
Da stehen zwei Gäule, atmend schwer,
Vor steinbeladenem Wagen.

Sie stehen stumpf, denn sie können nicht
Die Last dort rücken, noch regen;
Und über sie saust es hageldicht
Von harten, grausamen Schlägen.

Und das eine, das eine, so krank, so schwach,
Dem die mageren Knochen beben,
Das schaut mit erblindetem Auge, ach,
In all das lachende Leben.

Und ich schreite hin durch die blühende Lust,
Und mag sie doch nicht mehr sehen,
Und mir will das Herz in der tiefsten Brust
Vor bitterem Jammer vergehen.

DER KLEINE FINK

Von Hans von Wolzogen.

Ja, siehst du, kleiner Fink,
Da bist du nun aus dem Nest gepurzelt,
Ein Blümchen, das entwurzelt!
Wie kommst du nun wieder hinein?
Du dummes Ding!
Die Alten flattern hin und her,
Bangen sich sehr,
Zwitschern und schrei'n —
Sie hören ihn piepsen im hohen Gras —
Kinder, lacht nicht! Das ist kein Spaß!
Das arme kleine Ding!
Denkt, wenn die Katze käm' und ihn fing! —
Marsch! Lauft geschwind!
Hinten im blauen Zimmer,
Wißt ihr, neben dem großen Spind,
Das Bauer, das holt mir, das immer
Unsere goldenen Mätzchen bewohnt. —
Wie habt ihr geweint, als sie starben! —
Du graues Mätzchen, bleib verschont,
Hast du auch nicht so glänzende Farben!
Es will auch leben, wie wir,
Das liebe kleine Tier! —

So, recht! Nun stellt mir das Bauer daher!
Leise! Leise!
Erschreckt mir das Tierchen
Nicht noch mehr!
Am Ende bringen die Alten ihm Speise

Durchs offene Türchen. —
Linele, du hast die weichste Hand:
Behutsam greif's und setz' es gewandt
In sein niedliches, neues Haus! —
Wie schaut's erschrocken aus!
Wie das Herzchen ihm klopft in der kleinen Brust!
Ist sich der Rettung nicht bewußt. —
Seht! da schwirren die Alten schon,
Sie suchen ihren verlorenen Sohn,
Wundern sich — halten zwitschernd Rat,
Was zu geschehen hat. —
Kinder, nun fort mit euch
Hinter's Gesträuch!
Daß mir keiner die Alten verscheuch'!
Sie flattern näher — ganz nahe schon —
Fritz, du Unband — zurück!
Siehst du, da fliegt das Weibchen davon! —
Nein, es kommt wieder, welch' Glück!
Ein Würmchen hat's im Schnabel, ei seht,
Wie's das Kleine versteht:
Mit dem winzigen Flügelchen schlägt's,
Das Köpfchen nach hinten legt's,
Sperrt 's Schnäbelchen auf — so weit —
Und schreit. —
O Mutterliebe! Ob dich's auch graust,
Wahrhaftig, du traust
Durchs goldne Gitter dich grad hinein,
Stopfst dem Kleinen die Atzung ein!
Väterchen ist nicht so kühn,
Hilft nur von außen, nur durch die Stäbe.
Ja, wenn's nicht die guten Mütter gäbe,
Mit ihrem Mut und ihrem Müh'n.
Nun wird unser Mätzchen leben und blüh'n.
Ruhig lassen wir's heut' und morgen
Draußen im Garten,

Mütterchen wird es versorgen
Und warten.
Aber zur Nacht
Wird es ins warme Haus gebracht,
Auch schon wegen der Katzen,
Die könnten mit ihren Tatzen
Das Türchen sprengen,
Hinein sich zwängen —
Weg wär' er, der arme kleine Wicht!
Linele, weine nicht!
Es wird ihr schon nichts geschehen,
Der lieben Kreatur,
Wart ein paar Tage nur,
Dann sollst du was sehen! —

*

Hab' ich's euch nicht gesagt:
Im Bauer sitzt Mätzchen frisch und munter,
Würgt höchst vergnügt sein Futter hinunter.
Die Alten haben sich redlich geplagt,
Die guten kleinen Zwei! — —
Kinder, Kinder! Kommt rasch herbei!
Schaut doch, schaut!
Habe kaum meinen Augen getraut!
Ein drittes Vögelchen auch bringt Futter,
Wie eine rechte Mutter,
Das hilft den beiden getreulich,
Ich kenn's — ich sah es neulich
Dort bei der Fliederlaube —
Ein Goldhähnchen ist's, ich glaube.
Nun, meiner Seelen,
Jetzt kann's dem Mätzchen nicht fehlen!
Genährt von dreien,
Da muß es gedeihen!
Paßt auf, das wird noch der dickste Patron,
Der arme verlorene Sohn! —

6*

*

Acht Tage später
 Tritt der beste der Väter
 Zu den Kindern ins Arbeitszimmer
 Und ruft: „Das Mätzchen ist fort! — —
 Na, nur kein Geschrei und Gewimmer,
 Ich geb' euch mein Wort,
 Das Kerlchen, das fühlt sich selig!
 Die Kost war so gut,
 Da ward er allmählich
 Ein kleiner Riese an Kraft und Mut.
 Und heut', wie ich eben recht still
 Ans Bauer treten will —
 Draußen flattern und zwitschern die Alten —,
 Da kann sich's nicht länger halten,
 In den Flügelchen zuckt's — sie heben sich leicht —
 Ein Hüpfen, ein Schlüpfen — husch, es entweicht —
 Und schwirrt mit jauchzendem Freudenschrei'n
 Gerad' in das Blaue hinein:
 Ein völlig fix und fertiger Fink! —
 Schade, daß ihr's nicht gesehen;
 Beschämend war's, ich muß gestehen!
 Wir Menschen machen das nicht so flink
 Mit all unsern großen Talenten!
 Kinder, denkt euch nur,
 Wenn wir's wie die Finken könnten,
 Wie wären wir weit schon in der Kultur!
 Aber wir sind wie die lahmen Enten. —
 (Die Enten mögen's verzeihn.)
 Nun steckt die Nas' ins Buch hinein!
 Studium ist Pflicht.
 Morgen habt ihr Naturgeschichte' —
 Aber — vergeß das Finklein nicht!
 („Unsere lieben Tiere“. Gedichte. Mit
 Bildern von Franz Stassen. Verlag von Ludwig
 Schröter, Berlin.)

BEETHOVEN ALS TIERSCHÜTZER

Von Magnus Schwantje.

„Von den meisten wahrhaft großen Menschen weiß man, daß sie Tierfreunde waren. Wo man das Gegenteil weiß, darf man an der wahren Größe zweifeln.“ Mit diesen Worten beginnt Hans von Wolzogen seine Schrift „Richard Wagner und die Tierwelt“.

Es wäre leicht, dicke Bücher anzufüllen mit Berichten über die Tierliebe großer Künstler, Dichter, Philosophen, wissenschaftlicher Forscher und Kämpfer für den sittlichen Fortschritt. Der geniale Mensch fühlt sich mit dem Tiere enger verwandt als der Durchschnittsmensch. Nur ein geistig beschränkter und gemütsarmer Mensch blickt mit Verachtung auf alles Tierische und hält es für eine Verletzung der Menschenwürde, mit Tieren in enger Freundschaft zu leben.

Die Tierliebe großer Geisteshelden ist viel zu wenig bekannt. In ihren Biographien wird zwar über viele Erlebnisse und Aussprüche berichtet, die ihre Freude am Umgang mit Tieren und ihr Mitleid mit ihnen erkennen lassen. Da aber die meisten Menschen der Tierliebe keine hohe Bedeutung beimessen, so lesen sie über solche Mitteilungen schnell hinweg und vergessen sie bald. Vielfach betrachtet man die Tierliebe dieser Großen sogar als eine der „Schrul-

len“, an denen gerade das Genie oftmals leide. In der Schule hören die meisten Kinder fast nichts von diesem Charakterzug der geistigen Führer der Menschheit, obwohl in den letzten Jahrzehnten, dank den Bemühungen der Tierschutzvereine, in den meisten Schulen die Kinder über die Wichtigkeit des Tierschutzes belehrt werden. Auch die vielen Aussprüche weiser Männer und Frauen über die Stellung des Menschen zum Tiere, von denen in diesem Buch eine kleine Auswahl zusammengestellt wird (Seite 114—127), sind bisher nur wenig beachtet worden. Es ist aber sehr wichtig, weite Volkskreise darüber zu belehren, wie viele der größten Menschen über die Tiere dachten und wie sie sich gegen sie verhielten. Heute schämen sich viele Leute, besonders viele junge Männer, ein starkes Mitleid mit den Tieren erkennen zu lassen, weil sie dieses für eine verwerfliche Sentimentalität, für eine „unmännliche“ Schwäche halten. Wenn sie wissen, daß viele der von ihnen am höchsten verehrten Helden in den Tieren ihre „unmündigen Brüder“ erkannten und sie als solche behandelten, dann werden sie sich weniger davor fürchten, von unverständigen und rohen Menschen deswegen verspottet zu werden, weil sie ihre Tierliebe durch Wort und Tat äußern.

Zu den großen Männern, die mit dem zartesten Mitgefühl auch an dem Leben der schwächsten und geringsten Tiere teilnahmen, gehört auch Beethoven. Von seiner Tierliebe wird in den meisten Biographien des Meisters nichts erzählt. Selbst Leute, die sein Leben sehr genau zu kennen glauben, sind erstaunt, wenn man ihnen sagt, daß auch Beethoven von Kindheit an eine ungemein starke Zuneigung zu den Tieren fühlte. Ich habe aber aus „Conversations-Heften“ und Briefen Beethoven's und aus

kurzen Aufsätzen über ihn schon neun Tatsachen aus seinem Leben festgestellt, die von seiner großen Liebe zu den Tieren zeugen. In diesem Buche fehlt mir der Raum zu einem Bericht über alle diese Äußerungen seiner Tierliebe. Da aber dieses Buch hauptsächlich für junge Menschen bestimmt ist, so will ich hier von einer Tat des großen Mannes erzählen, welche zeigt, mit welchem Eifer er sich bemühte, junge Menschen von einem auch heute noch beliebten Spiel, bei dem Tiere getötet werden, zurückzuhalten.

Die Mutter des Dichters Josef Viktor Widmann (1842—1911), deren Mädchenname Karoline Wimmer war, verlebte in ihrer Jugend mit ihren Eltern einige Wochen in Mödling bei Wien, als auch Beethoven dort weilte. Sie pflegte mit einem Netz Schmetterlinge zu fangen. An einem Morgen wurde sie aber daran durch einen Mann verhindert, der neben ihr lief und alle Schmetterlinge, die sie erwischen wollte, mit einem Taschentuch verscheuchte. Als sie am nächsten Morgen wieder auf die Schmetterlingsjagd gehen wollte, erwartete sie schon der Mann auf der Wiese und machte ihr wieder jeden Fang unmöglich. Nun verbat Karoline sich diese Belästigung, worauf der seltsame Mann sie mit lauter Stimme fragte, ob denn ein gut erzogenes junges Mädchen nicht gelernt habe, sich die Zeit anders zu vertreiben als mit dem „Morden armer Tiere“. In einem längeren Wortwechsel erwiderte Karoline, daß sie allerdings auch noch anderes gelernt habe, zum Beispiel Klavierspielen. Diese Mitteilung erregte das lebhafteste Interesse des Unbekannten, und er forderte sie auf, in ihrer Wohnung bei geöffnetem Fenster Klavier zu spielen, sodaß er vor dem Hause ihr Spiel hören könne. Karoline erklärte sich dazu bereit und ging

sogleich mit ihm nach ihrem Hause, wo sie auf dem Klavier frei phantasierte. Als sie eine Zeitlang gespielt hatte, trat plötzlich der Zuhörer ins Zimmer, legte seine Hand auf ihr Haupt und sagte: ja, Klavierspielen habe sie gelernt. Sogleich darauf trat auch die Mutter Karoline's ein und sah mit Staunen Beethoven in ihrer Wohnung. Fortan durfte das junge Mädchen Beethoven zuweilen auf Spaziergängen begleiten; aber vorher nahm er ihr das Versprechen ab, nie wieder „unschuldige Tiere zu morden“.

Ueber diesen Vorfall sind mehrere Berichte erschienen, die nur in unwichtigen Einzelheiten von einander abweichen. Ich habe mich in den vorstehenden Mitteilungen hauptsächlich an die Erzählung Anton Bettelheim's gehalten, der in einem Vortrag über Widmann in der „Literarischen Gesellschaft“ in Wien im Jahre 1895, auf Grund der eigenen Mitteilungen des Dichters, über die Begegnung Karoline Wimmer's mit Beethoven berichtete.

Auch einem Knaben äußerte Beethoven seine Mißbilligung des grausamen Spiels des Schmetterlingfangens. Ludwig Cramolini, ein in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts berühmter Sänger (gestorben 1884), berichtete Folgendes in seinen „Erinnerungen an Beethoven“, die im Jahre 1910 von der „Frankfurter Zeitung“ veröffentlicht wurden. In den Jahren 1816—1818 verlebte er die Ferien in Mödling und sprach oft mit Beethoven, der in demselben Hause wohnte. Als er Schmetterlinge, die er gefangen hatte, Beethoven zeigte und ihn fragte, wie diese Schmetterlingsart heiße, wurde er von ihm „angeschnauzt“ mit den Worten: „Laß mich in Ruhe, kleiner Mörder!“

ÜBER DIE GEGENSEITIGE HILFE UND DEN KAMPF UMS DASEIN IN DER TIERWELT

Aus dem Werk „Gegenseitige Hilfe“
von Peter Kropotkin.

Vorbemerkung des Herausgebers. — Bisher haben die Naturforscher viel von einem wilden, erbarmungslosen Kampf in der Tierwelt, aber nur sehr wenig von der Hilfe, welche Tiere andern Tieren gewähren, erzählt. Seit dem Erscheinen der Hauptwerke Darwin's ist sogar die Meinung weit verbreitet, daß die Entwicklung der Tiergattungen am meisten gefördert werde durch den „Kampf ums Dasein“, weil nur die tüchtigsten Individuen und die tüchtigsten Arten den Kampf überstehen könnten und dieser ihre körperlichen und geistigen Fähigkeiten vervollkommne. Gegen diese falsche Ansicht, die auch die ethischen Ansichten ungünstig beeinflusst hat, wendet sich das Werk des russischen Anarchisten Fürst Peter Kropotkin: „Gegenseitige Hilfe in der Tier- und Menschenwelt“, das zu den wertvollsten wissenschaftlichen Büchern, die in den letzten Jahrzehnten erschienen sind, gehört. In dem ersten Teil dieses Werkes begründet Kropotkin eingehend durch Anführung zahlreicher wenig bekannter Tatsachen aus dem Tierleben die Ansicht, daß nicht der Kampf ums Dasein, sondern die gegenseitige Hilfe „der wichtigste Faktor der Entwicklung“ in der Tierwelt ist; und im zweiten Teil zeigt er, daß auch die Menschheit nicht durch die verschiedenen Arten des Kampfes, insbesondere nicht durch den Krieg und die Konkurrenz, sondern durch gemeinsame Arbeit und gegenseitige Hilfe ihr Wohl am besten fördern kann. Die meisten Tiere werden viel weniger durch Angriffe anderer

Tiere bedroht als durch widrige Verhältnisse, zu deren Beseitigung die Tiere in den meisten Fällen nicht gegeneinander kämpfen, sondern im Gegenteil sich zu gemeinsamem Handeln vereinigen müssen. Kropotkin weist nach, daß die Ansicht der Naturforscher, welche das Tierleben so darstellen, „als ob in der Tierwelt nichts zu sehen wäre als Raubtiere, die ihre blutigen Zähne in das Fleisch ihrer Opfer bohren“, so falsch ist wie die jener Geschichtsforscher, die so reden, „als ob das ganze menschliche Leben von Anfang bis zu Ende nichts als Kriegsgemetzel wäre“ (Seite 36). Die Zahl der fleischfressenden Säugetiere nennt Kropotkin winzig im Verhältnis zu der Menge der sich von Pflanzen nährenden. Nicht diejenigen Tiere haben sich am höchsten entwickelt und leben am glücklichsten und sichersten, die den schärfsten Kampf führen, sondern diejenigen, die es am besten verstehen, den Kampf zu vermeiden, besonders durch gegenseitige Hilfe und gemeinsames Handeln, sowie auch durch Auswanderung, Winterschlaf usw.

Wenn die in dem genannten Werk von Kropotkin angeführten Tatsachen in weiten Kreisen bekannt würden, so würde ein schweres Hemmnis der sittlichen Entwicklung der Menschheit beseitigt werden; denn solange die Menschen glauben, daß in der Natur nur ein rücksichtsloser „Kampf Aller gegen Alle“ herrsche, werden sie dazu neigen, alle Regungen der Liebe, des Mitleids und der Gerechtigkeit in sich zu unterdrücken, weil sie glauben, daß auch sie selber durch ein Naturgesetz genötigt seien, rücksichtslos Menschen und Tiere zu schädigen oder zu vernichten, um nicht selber die Beute Anderer zu werden. Auch das Aufkeimen der Liebe zu den Tieren wird in vielen Menschen gehemmt durch den Glauben, daß das Tier keiner sittlichen Regungen fähig sei, sondern nur egoistischen, oder gar grausamen Trieben folge.

Daß die Feststellung, daß Tiere verschiedener Gattungen einander uneigennützig helfen, einen heilsamen Einfluß auf die ganze Weltanschauung der meisten Menschen ausüben würde, das hat auch Goethe einge-

sehen. Am 8. Oktober 1827 erzählte ihm Eckermann, daß er beobachtet habe, wie eine Grasmücke mehrere aus dem Nest genommene junge Vögel anderer Gattungen gleich ihren eigenen Jungen fütterte, und wie ein Rotkehlchen-Paar zwei junge Zaunkönige, die ihre Eltern verloren hatten, aufzogen. Darauf rief Goethe: „Da stehen wir allerdings vor etwas Göttlichem, das mich in freudiges Erstaunen setzt. Wäre es wirklich, daß dieses Füttern eines Fremden als etwas Allgemein-Gesetzliches durch die Natur ginge, so wäre damit manches Rätsel gelöst . . . Wer das hört und nicht an Gott glaubt, dem helfen nicht Moses und die Propheten. Das ist es, was ich die Allgegenwart Gottes nenne, der . . . schon im Tiere dasjenige als Knospe andeutet, was im edlen Menschen zur schönsten Blüte kommt.“ (Siehe Eckermann's „Gespräche mit Goethe“, 3. Teil.)

Die folgenden Auszüge aus Kropotkin's Werk „Gegenseitige Hilfe“ (übersetzt von Gustav Landauer; Verlag von Theodor Thomas, Leipzig) sind dem Schluß des ersten Teils entnommen.

Das Gesellschaftsleben in der Tierwelt ist keine Ausnahme; es ist die Regel, ja, das Naturgesetz; und es erreicht seine höchste Stufe bei den höheren Wirbeltieren. . . . Je mehr wir die Stufenleiter der Entwicklung hinangehen, umsomehr sehen wir, wie die Vereinigung eine bewußte wird. Sie verliert ihren bloß physischen Charakter, sie erfolgt nicht bloß instinktiv, sie wird überlegt. . . . Sie nimmt auch höhere Formen an, unter denen dem Individuum mehr Unabhängigkeit gesichert ist, ohne daß es der Wohltaten des geselligen Lebens beraubt würde. Bei den meisten Nagetieren hat das einzelne Tier seine eigene Wohnung, in die es sich zurückziehen kann, wenn es allein sein will; aber die Wohnungen sind zu Dörfern vereinigt, sodaß allen Bewohnern der Nutzen und die Freuden des sozialen Lebens zugute

kommen. . . . Hier ist die Vereinigung nicht, wie es bei den Ameisen und den Bienen der Fall ist, schon durch den Körperbau der Tiere aufgezwungen; sondern sie wird mit Bewußtsein um des Nutzens der gegenseitigen Hilfe willen oder wegen der Genüsse, die das gesellige Leben gewährt, gepflegt.

Die Gesellschaft ist nicht vom Menschen gegründet worden; sie ist älter als der Mensch.

*

Geselligkeit, das heißt: das Bedürfnis des Tieres, sich mit Seinesgleichen zu vereinigen, die Liebe zur Gesellschaft um der Gesellschaft willen, vereinigt mit der „Lebensfreude“, zieht erst jetzt die ihr gebührende Aufmerksamkeit der Zoologen auf sich. Wir wissen jetzt, daß alle Tiere, von den Ameisen bis zu den Vögeln und den höchsten Säugetieren, es lieben zu spielen, mit einander zu balgen, hinter einander herzurrennen, einander zu haschen, zu necken usw. Und während manche Spiele sozusagen für die Jungen eine Vorschule für das richtige Benehmen im reiferen Lebensalter sind, gibt es wieder andere, die, abgesehen von ihren nützlichen Zwecken, zugleich mit Tanzen und Singen bloße Aeußerungen überschüssiger Kraft sind, — der „Lebensfreude“ und ein Wunsch, auf eine oder die andere Weise mit andern Individuen derselben oder einer anderen Art zu verkehren, kurz, recht eigentlich eine Aeußerung der Liebe zur Geselligkeit, die ein Charakterzug der gesamten Tierwelt ist. Ob es ein Gefühl der Furcht ist, etwa beim Nahen eines Raubvogels, oder ein Strahl des Glückes, wenn die Tiere sich gesund und vor allem jung fühlen, oder bloß das Bedürfnis, einem Ueberschuß des Empfindens und der Lebenskraft Luft zu machen, — das Bedürfnis, Gefühle mitzuteilen, zu spielen, zu schwatzen oder einfach sich an

der Gegenwart befreundeter Wesen zu erfreuen, erfüllt die ganze Natur und ist ebenso wie irgend eine physiologische Funktion ein notwendiger Bestandteil des Lebens und des Bewußtseins.

*

Das gesellige Leben setzt die schwächsten Insekten, Vögel und Säugetiere instand, den gefährlichen Vögeln und Raubtieren Widerstand zu leisten, oder sich vor ihnen zu schützen; es verschafft langes Leben; es ermöglicht, die Nachkommen mit dem geringsten Kraftaufwand aufzuziehen und ihre Zahl ungeachtet sehr langsam auf einander folgender Geburten zu behaupten; es befähigt die Herdentiere, sich auf die Wanderschaft zu begeben, um neue Wohnplätze zu suchen. Daher behaupten wir, obwohl wir einsehen, daß Kraft, Schnelligkeit, Schutzfarben, List, Ausdauer im Ertragen von Hunger und Kälte Eigenschaften sind, die in bestimmten Fällen die Individuen oder die Arten zu den geeignetsten machen, daß in allen Fällen die Geselligkeit ein großer Vorteil im Kampf ums Dasein ist. . . . Die höchsten Wirbeltiere, besonders der Mensch, liefern den besten Beweis für diese Behauptung.

Was die Gabe des Intellektes angeht, so wird jeder Darwinist, ebenso wie er mit Darwin erklärt, daß er die mächtigste Waffe im Kampf ums Dasein und der mächtigste Faktor der weiteren Entwicklung ist, zugeben, daß die Intelligenz eine eminent soziale Eigenschaft ist. Sprache, Nachahmung und Ansammlung von Erfahrung tragen am meisten bei zum Anwachsen der Intelligenz; sie aber muß das ungesellig lebende Tier entbehren. Die „geeignetsten“, das heißt: die im Kampf gegen alle widrigen Umstände am besten gerüsteten Tiere sind also die gesellig lebenden; und die Geselligkeit erscheint als der

Hauptfaktor der Entwicklung, sowohl direkt dadurch, daß das Wohlergehen der Art mit möglichst geringem Kraftaufwand gesichert wird, wie indirekt dadurch, daß die Entwicklung des Verstandes begünstigt wird.

Ferner ist klar, daß das Gesellschaftsleben völlig unmöglich wäre, wenn ihm nicht eine Entwicklung der sozialen Gefühle und hauptsächlich eines gewissen Kollektivsinnes für Gerechtigkeit, der mehr und mehr zur Gewohnheit wird, entspräche. Wenn jedes Individuum fortwährend seine persönlichen Vorteile ausnützte, ohne daß die andern zugunsten des Geschädigten Einspruch erheben, wäre kein Gesellschaftsleben möglich. Das Gefühl für Gerechtigkeit entwickelt sich mehr oder minder bei allen Herdentieren. Die Entfernung, aus der die Schwalben oder die Kraniche heimkehren, mag noch so groß sein, alle kehren sie zu dem Nest zurück, das sie im letzten Jahre gebaut oder ausgeflickt haben. Wenn ein fauler Sperling die Absicht hat, das Nest, das ein Genosse baut, sich anzueignen oder auch nur ein paar Strohhalme daraus stiehlt, dann wendet sich die Gruppe gegen den faulen Genossen; und es ist klar, daß keine Nestgenossenschaften von Vögeln existieren könnten, wenn eine solche Einmischung nicht die Regel wäre. Getrennte Gruppen von Pinguinen haben getrennte Ruheplätze und getrennte Fischplätze und führen keinen Kampf um sie. Die Viehherden in Australien haben besondere Stellen, zu denen jede Gruppe zur Nacht zurückkehrt und von denen keine je abgeht; usw. . . . Geselligkeit setzt so dem körperlichen Kampf eine Schranke und schafft Raum für die Entwicklung besseren moralischen Fühlens. . . . Wenn wir die wirklich rühren-

den Tatsachen gegenseitiger Anhänglichkeit und des Mitgefühls beiseite lassen, die über unsere Haustiere und über in Gefangenschaft gehaltene Tiere berichtet werden, so haben wir eine Reihe gut bezeugter Tatsachen über das Mitgefühl der wilden Tiere in der Freiheit. . . . Kapitän Stansbury sah, wie Darwin berichtet, einen blinden Pelikan, der von allen Pelikanen mit Fischen gefüttert und sogar gut gefüttert wurde, die aus einer Entfernung von 30 Meilen hergeholt werden mußten. Als eine Herde Vicunhas von Jägern hitzig verfolgt wurde, sah H. A. Weddell mehr als einmal während seiner Reise nach Bolivia und Peru, wie die starken Männchen den Rückzug der Herde deckten und im Hintergrunde langsam gingen, um den Rückzug zu sichern. Tatsachen, die das Mitgefühl von Tieren mit verwundeten Genossen bekunden, werden regelmäßig von allen Zoologen, die in freier Natur forschen, berichtet. Solche Tatsachen sind ganz natürlich. Das Mitleid ist ein notwendiges Produkt sozialen Lebens. Aber Mitleid bedeutet auch einen beträchtlichen Fortschritt der allgemeinen Intelligenz und Empfindungsfähigkeit. Es ist der erste Schritt zur Entwicklung der höheren sozialen Gefühle. Es ist wiederum ein mächtiger Faktor zur weiteren Entwicklung.

*

Kein Naturforscher wird freilich bezweifeln, daß die Lehre von einem Kampf ums Dasein, durch die ganze organische Natur durchgeführt, die größte Synthese des 19. Jahrhunderts ist. Das Leben ist Kampf; und in diesem Kampf überlebt der Geeignetste. Aber die Antworten auf die Fragen: „Mit welchen Waffen wird dieser Kampf hauptsächlich geführt?“ und „Wer sind die Geeignetsten in diesem Kampf?“ werden stark von einander verschieden

sein, je nachdem die zwei verschiedenen Formen des Kampfes betont werden: der direkte, der um Nahrung und Sicherheit zwischen getrennten Individuen geführt wird, und der andere Kampf, der, sehr oft gemeinsam, gegen feindliche Umstände geführt wird

*

Glücklicherweise ist weder im Tierreich noch in der Menschheit die Konkurrenz die Regel. Sie ist bei den Tieren auf Ausnahmezeiten beschränkt; und die natürliche Auslese findet bessere Gelegenheiten zur Wirksamkeit. Bessere Zustände werden geschaffen, indem die Konkurrenz überwunden wird durch die gegenseitige Hilfe. In dem großen Kampf ums Dasein sucht die natürliche Auslese fortwährend die Wege aus, auf denen sich die Konkurrenz so viel wie möglich vermeiden läßt. . . .

„Streitet nicht! Streit und Konkurrenz ist der Art immer schädlich; und ihr habt reichlich die Mittel, sie zu vermeiden.“ Das ist die Tendenz der Natur, die zwar nicht immer verwirklicht wird, aber immer wirksam ist. Das ist die Parole, die aus dem Busch, dem Wald, dem Fluß, dem Ozean zu uns kommt. „Daher vereinigt euch, übt gegenseitige Hilfe! Das ist das sicherste Mittel, um allen und jedem die größte Sicherheit, die beste Garantie der Existenz und des Fortschrittes zu geben, körperlich, geistig und moralisch.“ Das ist es, was die Natur uns lehrt; und das ist es, was alle die Tiere, die die höchste Stufe in ihren Klassen erreicht haben, getan haben. Das ist es auch, was der Mensch — der primitivste Mensch — getan hat; und darum hat der Mensch die Stufe erreicht, auf der wir heute stehen.

VON DER TIERE LIEBE, TREUE UND KLUGHEIT

Kurze Geschichten.

Tod von Tieren aus Gram.

In einem Brief an die Herausgeberin der Zeitschrift „L'Ami des Bêtes“ („Der Tierfreund“) schrieb Emile Zola über die Zeit, in der er nach England floh, weil er wegen seines Eintretens für den unschuldig verurteilten Dreyfus von den Nationalisten mit der Ermordung bedroht wurde:

„Eine der grausamsten Stunden in der schrecklichen Zeit, die ich durchgemacht habe, war diejenige, in der ich erfuhr, daß der treue Gefährte, der mich neun Jahre lang nicht verlassen hatte, plötzlich, fern von mir, gestorben war. An dem Abend, an dem ich in die Verbannung gehen mußte, kehrte ich nicht in mein Haus zurück, und ich kann mich auch nicht erinnern, ob ich am Morgen, bevor ich wegging, meinen kleinen Hund in meine Arme genommen habe, um ihn zu küssen, wie ich gewohnt war. Meine Frau schrieb mir, daß er seine Munterkeit verlor, daß er ihr auf Schritt und Tritt nachfolgte, mit einem Ausdruck unendlicher Traurigkeit. Und dann ist er gestorben, wie vom Blitz getroffen. Es war mir, als hätte meine Abreise ihn getötet, und ich habe darüber geweint wie ein Kind. Noch jetzt ist es mir unmöglich, an ihn zu denken, ohne bis

zu Tränen gerührt zu werden. Und von all den Opfern, die ich gebracht habe, war der Tod meines Hundes eines der schwersten.“

Höchst wahrscheinlich ist Zolas Hund aus Gram um die Trennung von seinem menschlichen Freund und aus Angst und Sorge um ihn gestorben. Es ist bekannt, daß viele Hunde den Tod eines geliebten Menschen nur um wenige Tage oder Stunden überleben. Aber nicht nur Hunde, sondern auch viele andere Tiere, zum Beispiel Katzen, Pferde und Vögel, grämen sich in kurzer Zeit zu Tode, wenn sie einen befreundeten Menschen, oder ein befreundetes Tier haben sterben sehen, oder von ihm getrennt worden sind. Schopenhauer nennt diesen Liebestod ein Zeichen einer Treue, „wie sie beim Menschengeschlechte nicht gefunden“ werde. Das ist nicht ganz richtig. Es gibt auch Menschen, die andere Menschen so sehr lieben, daß sie ohne sie nicht leben können und bald nach ihrem Tode aus Gram und Sehnsucht sterben. Bei den Tieren beobachten wir diese Wirkung des Grames um den Tod eines Andern aber viel öfter als bei den Menschen. Freilich würden wohl auch eine größere Anzahl Menschen aus Gram sterben, wenn sich ihnen nicht eine größere Menge von Vorstellungen aufdrängten, die ihre Todessehnsucht mildern, als den Tieren: wenn sie nicht durch die Liebe zu Andern Menschen, durch die Gedanken an ihre Pflicht, an eine wichtige Lebensaufgabe usw. an das Leben gekettet würden und dadurch die Kraft erhielten, das Leben noch länger zu ertragen. Aber die meisten Menschen können doch, auch wenn sie durch gar keine andere Liebesbande und durch keine Aufgaben an das Leben gefesselt werden, überhaupt niemals einen so tiefen seelischen Schmerz fühlen, daß ihr

körperliches Wohl dadurch merklich geschädigt wird. — Manche Leute glauben, daß jene Tiere infolge des Grams nicht mehr essen möchten und daher verhungerten. Der Hungertod tritt aber erst nach vielen Tagen, manchmal erst nach mehreren Wochen ein, der Tod jener Tiere aber schon nach wenigen Tagen oder Stunden. Also nur die Vorstellung, von dem geliebten Wesen nun lebenslänglich getrennt zu sein, erfüllt sie mit einem gar nicht erträglichen Schmerz. Das beweist eine ungeheure Leidensfähigkeit. Wenn wir uns vorzustellen versuchen, welcher Schmerz das sein muß, der die zähe Lebenskraft dieser Tiere so schnell vollständig aufreibt, dann müssen wir einsehen, daß in diesen Tierseelen Geheimnisse verborgen sind, an die wir nur mit Ehrfurcht denken dürfen. Wir müssen ein Wesen nicht vornehmlich nach dem Grade seiner Vernunft, sondern vornehmlich nach dem seiner Liebe schätzen. Der Liebe sind diese Tiere aber doch in einem Grade fähig wie nur sehr wenige Menschen.

Treue eines Pferdes.

Ein Goldminenbesitzer namens Robert Munson wurde vor einigen Tagen in seinem Blockhaus tot aufgefunden, das etwa zwölf amerikanische Meilen von Sierra entfernt liegt. Das Pferd des Minenbesitzers befand sich zur Zeit auf der Weide und ließ sich durch nichts in seinem Vergnügen stören. Nachdem aber am nächsten Tage die Leiche des Minenbesitzers aus dem Blockhaus entfernt war, versuchte man vergebens, das betreffende Tier einzufangen. Es biß nach jedem, der ihm nahe zu kommen suchte und schlug um sich; jeder Versuch, das Pferd in den

Stall zu bringen, schlug fehl. — Vergebens suchte man kurz darauf das Pferd, es war und blieb verschwunden. — Nach etwa 10 Tagen fand man das Tier tot am Grabe seines Herrn — abgemagert wie ein Skelett — das Tier war buchstäblich am Grabe seines Herrn verhungert.

(„Daily America“.)

Rührende Treue eines Hundes.

Wiener Zeitungen berichteten am Ende des Jahres 1902: Neulich vernahmen im Walde nächst der Ur-
lauberkapelle auf dem Liechtenstein mehrere Touristen das Winseln eines Hundes. Da der Hund trotz mehrmaligem Pfeifen nicht hervorkam, sondern laut zu bellen anfang, begaben sich die Touristen auf die Suche nach ihm. Als sie etwa hundert Schritte weit in den Wald gegangen waren, entdeckten sie das Tier unter einem Baume. Es war ein großer Hund, der, wie man auf den ersten Blick erkannte, total erschöpft war; er konnte sich nicht von der Stelle bewegen. Näher forschend, fanden die Touristen die Leiche eines Mannes; sie hing hoch oben an einem Ast des Baumes, unter welchem der Hund lag. Die Gendarmerie, sowie das Bürgermeisteramt wurden verständigt. Der Arzt konstatierte, daß die Leiche schon einige Tage an dem Baum gehangen hatte. Der Hund, dessen Herr wahrscheinlich der Selbstmörder war, hatte sich seit dem Tode seines Herrn nicht von der Stelle gerührt und weder Futter noch Wasser zu sich genommen. Er wäre jedenfalls, hätte man ihn nicht entdeckt, an dieser Stelle jämmerlich zugrunde gegangen. Die Leiche wurde in die Totenkammer gebracht, während den Hund ein mitleidiger Mann übernahm.

*

Der Hund als Lebensretter.

Der Tierarzt Kern von Sobernheim stürzte im Jahre 1903 auf dem Heimwege von seinem Rade und blieb bewußtlos liegen. Ohne seinen Hund wäre er in der eiskalten Nacht erfroren; aber der Hund legte sich auf seinen Herrn und gab ihm somit die nötige Erwärmung. Endlich, in stiller Nacht, hörte das Tier Schritte. Ein Mann ging nach dem Nachbardorfe, ohne die Unfallstätte zu berühren. Der Hund lief an den Kreuzweg und suchte durch Winseln, angstvolles Klagen, eifriges Zurück- und Herzulaufen den Mann zum Mitgehen zu bewegen. Immer seine Versuche erneuernd, ließ er sich durch wiederholtes Fortjagen nicht verdrießen. Endlich ging der Mann mit und fand den Unglücklichen, der nun nach dem nahen Dorfe gebracht wurde.

In ähnlicher Weise haben bekanntlich die Hunde des Hospizes am Großen Sankt Bernhard in der Schweiz zahlreiche Menschen gerettet, die sich in den Bergen verirrt hatten und dort im Schnee erfroren wären, wenn nicht die Hunde sie gefunden hätten. Sie pflegten sich zunächst auf die erstarrten Menschenleiber zu legen, um sie wieder zu erwärmen. Wenn die Menschen sich ein wenig erholt hatten, holten die Tiere aus dem Hospiz Hilfe herbei.

Solche Lebensrettungen vollbringen viele Hunde aus eigenem Antriebe, ohne von Menschen dazu abgerichtet zu sein. Auch ihnen ganz unbekannt Menschen leisten viele Hunde mit großer Anstrengung solche Liebesdienste.

*

Feindesliebe eines Hundes.

Im Donaghaden, in der Grafschaft Down in Irland, lebten zwei Hunde, ein Fleischerhund und ein

Neufundländer, beide an und für sich brave, gute Kerle, aber spinnefeind, sodaß es jedesmal zu einer Beißerei kam, wenn sie einander begegneten. Bei einer derartigen, besonders heftigen und langwierigen Rauferei vergaßen sie Zeit und Ort, und kollerten den hohen, steilen Hafendamm hinab ins Meer. Das kühlte ihre Kampfeshitze freilich ab, sie ließen sich los und jeder suchte das Land schwimmend zu erreichen. Der Neufundländer, wie alle seine Artgenossen ein Schwimmer ersten Ranges, hatte das besteigbare Ufer bald erreicht, sein Fell geschüttelt und sah nach seinem Gegner aus. Dieser, des Schwimmens ungewohnt und wenig dazu geeignet, war mit seiner Kraft zu Ende, aber noch ein gutes Stück von einem sicheren Landungsplatze entfernt und augenscheinlich im Begriffe unterzugehen und zu ertrinken. Da wurde der Neufundländer von ritterlichem Mitgefühl ergriffen, er vergaß die alte Feindschaft und den jüngsten Kampf, sprang zurück ins Meer, ergriff seinen Gegner beim Halsband und brachte ihn glücklich ans Land. Die Dankbarkeit des Fleischerhundes gegen seinen Lebensretter war unbeschreiblich rührend, und von da an waren beide Hunde ein Herz und eine Seele.

(„Zwinger und Feld.“)

Der englische Dichter Walter Scott erzählte eine sehr ähnliche Geschichte von zwei Hunden, die er selber besaß. Es wird oft beobachtet, daß eines von zwei Tieren, die bisher in grimmiger Feindschaft mit einander lebten, dem andern in der opfermutigsten Weise hilft, sobald dieses krank geworden oder in Gefahr geraten ist, und daß, wenn erst einmal das Mitleid das Gefühl der Feindschaft besiegt hat, zwischen den beiden Tieren lebenslängliche enge Freundschaft bestehen bleibt. Schopenhauer sagt:

wenn Haß und Verachtung gegen einen Menschen in uns aufsteigen, dann sollten wir bedenken, daß dieser Mensch ebenfalls ein leidendes Wesen ist; denn da werde man „sich stets mit ihm verwandt fühlen, mit ihm sympathisieren“. Und in der „Grundlage der Moral“ sagt er, daß das Mitleid den Zorn in Liebe verwandelt. — Darin gleichen einander die psychische Natur des Menschen und die des Tieres

*

Eine liebevolle und kluge Hundemutter.

Ein verbürgter Vorfall, der von der großen Mutterliebe und der außerordentlichen Klugheit einer Hündin zeugt, verdient der Oeffentlichkeit überliefert zu werden. Ein Gutsbesitzer in der Nähe von Zeitz besaß eine Hündin, deren er sich aus bestimmten Gründen zu entledigen versuchte. Er hatte regelmäßige Lieferungen nach Gera zu machen, und bei einer solchen Gelegenheit nahm er die Hündin mit, um sie Bekannten in Gera zu schenken. Drei Tage nach seiner Heimkehr kratzte und winselte es am Hoftor, man öffnete, und vor der Pforte stand abgehetzt, abgemagert und mit keuchenden Flanken die in Gera zurückgelassene Juno, in der Schnauze ein Junges haltend, das sie niederlegte, wonach sie sofort wieder verschwand. Nach einer halben Stunde erschien Juno wieder mit einem zweiten Jungen, und das wiederholte sich noch einmal. Durch Nachfragen wurde festgestellt, daß die Hündin sich in Gera bald befreit und den Rückweg nach der alten Heimat angetreten hatte. Unterwegs hatte sie geboren und dann immer ein Junges eine Strecke weit getragen, war darauf zurückgelaufen, um nach und nach die übrigen Jungen heranzuholen, und hatte auf diese Weise den langen Weg, der durch das beschwerliche

Hin- und Herlaufen auf das Fünffache verlängert wurde, in drei Tagen und Nächten zurückgelegt. Ein Chausseewärter hatte das Tier eine Zeit lang beobachtet, wie es die Jungen heranschleppte. Von einem Verschenken des treuen Tieres war nun nicht mehr die Rede; es dauerte aber Tage, ehe sich die pflichttreue Hundemutter von den unerhörten Mühsalen erholt hatte. („Berliner Lokal-Anzeiger“ v. 15. 9. 1903.)

*

Aufzucht fremder Kinder.

Das Elternpaar von einigen jungen Gartenrotschwänzchen war, nachdem die Jungen bereits aus dem Neste geflogen waren, verunglückt. Das Männchen fand man angeschossen und flügelahm, während das Weibchen überhaupt nicht wieder sichtbar wurde. Das lahme Tierchen war nun nicht mehr imstande, seinen noch sehr unbeholfenen Sprößlingen Atzung zuzutragen. Es hielt sich in der Nähe auf, flatterte unruhig hin und her und schien ängstlich zu sein. Die laute Klage hatte einen unerwarteten Erfolg, denn es dauerte nicht lange, so kam ein Schwalbenpärchen herbei und flog eine Zeit lang zwischen den hilfsbedürftigen Tierchen hin und her, bis sie die Lage erkannt hatten, worauf sie abwechselnd fortflogen und mit Atzung zurückkehrten. Diese Fürsorge setzten sie etwa 14 Tage lang fort, bis die jungen Rotschwänzchen sich ihr Futter selbst holen konnten. Aber auch des alten Rotschwänzchens nahmen sich die Schwalben an, indem sie ihm Nahrung zutragen. („Jenaische Zeitung“.)

*

Ein Hund als Kückenmutter.

In unserem Hühnerhofe hatte eine Henne sechs Kücklein ausgebrütet, welche sie jedoch nur einige

Tage führte und beschützte, dann aber gegen die Gewohnheit des Hühnergeschlechts treulos verließ. Man legte die kleinen Geschöpfe in ein Körbchen auf Heu, nährte sie, trug sie bei Tag an die Sonne und des Abends an einen warmen Ort in der Küche. Belline, ein Dachshündchen von nicht ganz reiner Rasse, beobachtete die kleinen Wesen aufmerksam und fühlte sich, ohne irgend welche menschliche Intervention, zu ihrem Wächter an Stelle der treulosen Mutter berufen. Wenn die Hühnchen auf einem sonnigen Rasenplatz hin- und hertrippelten, lag Belline bei ihnen und beobachtete sie beständig. Wagte sich eines zu weit weg, so holte sie es und trug es in der Schnauze auf den Platz zurück. Wenn sie abends in der Küche nach Hühnerart auf eine erhöhte Stelle flatterten, um da zu nächtigen, so war Belline in Aengsten, langte eines nach dem andern herunter und trug sie in das Körbchen, blieb auch dabei liegen, bis es dunkelte. Am frühen Morgen bezog sie die Wache aufs neue. Eines Abends glaubte Belline die Pfleglinge besonders gut betten zu müssen, nahm eines nach dem andern, trug sie durch ein offenstehendes Fenster in ein Zimmer ebener Erde und legte die ganze Gesellschaft in ein dort befindliches Bett. Als nach kurzer Zeit die Hühnchen selbständig genug waren, um in den Hühnerhof versetzt zu werden, legte sich Belline noch lange täglich an das Gitter und sah wehmütig auf ihre früheren Schützlinge, welche des treuen Hüters nicht mehr bedurften und rücksichtslos ihre eigenen Wege gingen.

Dr. Atsler sen. in Wildegg
(„Mittlgn. der Aarg. Naturforsch. Gesellschaft“.)

*

Freundschaft zwischen einer Katze und einem Vogel.

Als Knabe von 12 bis 13 Jahren kam ich in den Besitz eines Eichelhäher oder Herrenvogels, des Papageis der deutschen Wälder. Derselbe machte mir viel Freude durch sein schönes Gefieder und sein drolliges Wesen. Bald hörte er auf den Namen Jakob und war vertraut im Hause. Eine große Sorge bildete für mich das Verhalten der Katze, eines schönen, großen Tieres, diesem Vogel gegenüber. Um sie aneinander zu gewöhnen, nahm ich die Katze auf den einen Arm und den Häher auf den andern, streichelte ihn und zeichnete ihn aus durch freundliche Behandlung. Die Katze dagegen, aus deren Augen die angeborene Raubgier funkelte, bedrohte ich unter Hinweis auf den Vogel und gab ihr in jeder Weise zu verstehen, daß er mir wert und für sie ein noli me tangere sei. Bald konnte denn auch der Häher arglos herumspazieren in Gegenwart der Katze; sie tat ihm kein Leid. Ja, zwischen der Katze, der man kurz vorher die Jungen genommen hatte, und dem Vogel entwickelte sich eine ganz eigenartige Freundschaft. Sie saßen bei einander, aßen aus einem Teller usw. Der Häher hatte seinen Käfig auf dem Speicher. Derselbe war primitiv hergestellt aus einer Kiste mit Stäben und einem Schieber, der, wenn man den Reiber drehte, herabfiel. Oft hatte man ihn eingesperrt, aber auf unerklärliche Weise war der Schieber oft offen und der Häher heraus. Außerdem fiel auf, daß vor dem Käfig oft tote Mäuse lagen und auch Brot, das niemand dem Häher gegeben hatte. Da die Katze auffallend oft um Brot schrie und sich dann damit entfernte, ging man ihr nach und fand, daß sie das Brot zum Käfig des Vogels brachte, dessen Schieber sie auch durch

Drehen des Reibers öffnete. Nun war auch klar, woher die Mäuse kamen. Die Katze hatte sie ihm gebracht.

Doch das Merkwürdigste sollte noch kommen. Es war Spätherbst und schon ziemlich kühl. Da gab es große Wäsche im Hause und stand ein großer Zuber voll kalten Wassers in der Küche. Der Häher flog auf den Rand, um sich zu baden, bekam das Uebergewicht und fiel hinein. Fast tot wurde er noch herausgezogen. Durch Pflege und zweckmäßige Behandlung kam er wieder einigermaßen zu Wege. Aber er war doch noch schwach und unsicher im Fliegen. Da wollte er eines Tages vom Speicher auf ein anderes Dach fliegen, flog aber zu kurz und kam in einen Nachbarhof. Da war gerade eine fremde Katze. Ihn sehen und auf ihn stürzen war eins. Sie packte ihn am Kopf und lief mit ihm davon in ein benachbartes Haus. Kaum hatte unsere Katze, die ebenfalls in der Nähe war, das gesehen, als sie der fremden Katze nachjagte und ihr den Vogel abjagte. Sie trug ihn sachte bei den Füßen herunter auf einen freien Platz vor dem Hause und versuchte mehrmals, ihn mit ihren Pfoten auf die Füße zu stellen, wobei man ihr Sorge und Traurigkeit ansah. Doch der Vogel war tot. Ich selbst war an diesem Tage auswärts und habe das nicht mit angesehen. Doch wurde es mir von verschiedenen Leuten, die gerade am Brunnen waren, vor dem die Sache sich zutrug, in übereinstimmender Weise erzählt. Die Katze aber war noch längere Zeit traurig und schrie nach dem verlorenen Freund.

(„Freiburger Zeitung“.)

*

Eine Katze als Retterin eines Vogels.

Ein zahmer Star, dem die Flügelknochen gebrochen waren, konnte sich, soweit seine Bewegungsorgane das zuließen, nach Gutdünken im Hause umhertreiben. Er war mit einer Katze großgezogen worden, und zwischen beiden herrschte dicke Freundschaft. Sie spielten zusammen, aßen aus einem Napfe usw. Einst, als die Familienmitglieder gerade das Mittagbrot verzehrten, packte die Katze plötzlich den Vogel. Alle Anwesenden glaubten, die Raubtiernatur sei nun doch zum Durchbruch gekommen. Aber nein, die Katze hob den Star sorgsam in die Höhe, sprang mit ihm auf den Eßtisch, wo sie ihn niedersetzte und stürzte zur Tür hinaus. Gleich darauf hörte man das Geräusch eines heftigen Kampfes vom Hausflur hereinschallen. Es stellte sich heraus, daß eine fremde Katze eingedrungen war, deren Nahen die feinhörige Freundin des Vogels vernommen hatte und die sie, nachdem ihr Liebling von ihr in Sicherheit gebracht worden war, angriff und verjagte.
(„Türmer-Jahrbuch“.)

Diese Handlung der Katze beweist, daß es Tiere gibt, die fähig sind, auch im Zustand des Erschreckens und großer Angst die Folgen der Handlungen, zu denen sie sich plötzlich gedrängt fühlen, zu bedenken und nach einem mit großer Besonnenheit und Klugheit ausgedachten Plan zu handeln. Wenn die Katze ohne Ueberlegung sich von den unmittelbar gegenwärtigen Eindrücken hätte leiten lassen, so hätte sie sich sogleich auf die fremde Katze gestürzt. Bevor sie diese angriff, bedachte sie aber, daß es möglich sei, daß sie in der ersten Zeit des Kampfes unterliegen werde, und daß dann die fremde Katze vielleicht den Vogel ergreifen

könne, falls dieser in der Nähe bleibe. Deshalb beschloß sie, zunächst den Vogel in Sicherheit zu bringen; und um das zu erreichen, brachte sie ihren Liebling nicht nur in das Wohnzimmer, sondern war schlau genug, auch die Aufmerksamkeit der Menschen auf ihn zu lenken, indem sie ihn auf den Eßtisch setzte.

*

Krankenbesuche.

Ich nenne einen Stamm Peking-Enten mein Eigen. Vor etwa 14 Tagen hat sich eine meiner Enten durch Tritt in einen scharfen Gegenstand — wahrscheinlich Glas — die äußere und die mittlere Zehe verbindende Schwimmhaut vollständig und die mittlere Zehe zum Teil durchschnitten. Das kranke Tier hatte große Schmerzen, denn trotz des fachmännisch angelegten Verbandes unterließ sie jeden Ausgang und blieb im Stalle zurück, woselbst der Patientin ein weiches Strohlager bereitet war. So hütete die Kranke ungefähr 14 Tage das Bett. Rührend wahrlich ist nun die wirklich zarte Liebe und Aufmerksamkeit, die der Patientin seitens der übrigen beiden Enten entgegengebracht wurde. Während sonst die Enten den heimatlichen Stall und Hof des Morgens verließen, um erst gegen Abend wieder zurückzukehren, kamen sie in den letzten 14 Tagen oft zehnmal und öfters heim zur kranken Schwester und verweilten bis zu einer Viertelstunde bei ihr. Das eifrige Schnattern und Quaken ließ erkennen, daß sie ihr viel zu erzählen hatten. Wie der Besuch ankam, verließ, wenn auch äußerst mühsam, die Kranke die sonst geliebte Ecke; ein erkennbares Zeichen, wie lieb und willkommen ihr der Besuch war. Sichtbar erfreut waren die beiden Kameraden, als zum ersten Male wieder der geheilte Patient mit Aus-

gang halten durfte. — Wieviel tausend rohe, gefühllose Menschen werden nicht durch solche unschuldige Tierlein beschämt!

Kantor Stößlein.

(„Allg. Bayer. Tierfreund“ v. 31. 5. 1903.)

*

Kluges gemeinsames Handeln.

Auf der Insel Madagaskar treiben sich große Scharen von Hunden wild umher. Ihr erbittertster Feind ist das Krokodil, von dem viele verschlungen wurden, wenn sie von Ufer zu Ufer schwammen. In jahrelangem Kampfe gegen das Untier haben die Hunde einen Trick erfunden, dessen Anwendung es ihnen ermöglicht, dem Rachen des Raubtieres fern zu bleiben. Sie sammeln sich, bevor sie ihre Schwimmtour unternehmen wollen, in großen Mengen am Ufer an und erheben ein lautes Gebell. Dadurch angelockt, tauchen alle in der Nähe befindlichen Krokodile mit ihren riesigen Köpfen aus dem Wasser an den Stellen auf, wo die Meute steht. In diesem Augenblick galoppieren die Hunde einige Hundert Meter am Ufer weiter und durchschwimmen dann ungefährdet das Wasser, weil die schwerfälligen Krokodile ihnen so schnell nicht zu folgen vermögen. Interessant ist es auch, zu beobachten, daß Hunde, die durch Einwanderer fremd nach der Insel kommen, dem Krokodil in der ersten Zeit leicht zum Opfer fallen, sich aber später durch den Trick der eingeborenen Hunde ebenfalls vor dem sicheren Tode retten. („Illustrierte Tierwelt“, Jahrgang 1903.)

Solches gemeinsames, planmäßiges Handeln von Tieren, das tausendfach beobachtet wird, wäre nicht möglich, wenn die Tiere sich nicht mit einander verständigen, nicht einander ihre Absichten mitteilen könnten.

Ein kluger Blindenführer.

Vor einigen Tagen fuhr ich in der Hoch- und Untergrundbahn in Berlin von Charlottenburg zum Spittelmarkt, als ein Blinder mit einem Hunde einstieg. Der Blinde wurde von einigen Mitfahrenden aufgefordert, ihnen zu sagen, bis zu welchem Bahnhof er fahren wolle, damit sie ihm nach Erreichung seines Zieles mitteilen könnten, daß er aussteigen müsse. Der Blinde antwortete, man brauche ihm das nicht zu sagen, und er selber brauche auch nicht die Haltestellen zu zählen, um zu wissen, auf welchem Bahnhof er sich befinde; denn sein Hund wisse, daß er am Bahnhof Kaiserhof aussteigen müsse, und führe ihn immer rechtzeitig hinaus. Die Mitfahrenden fragten ihn erstaunt, wie das möglich sei, da doch der kleine Hund gar nicht aus dem Fenster blicken und somit auch nicht an dem Aussehen des Bahnhofs erkennen könne, wo er sich befinde. Andere wiesen darauf hin, daß die Untergrundbahnhöfe ja alle so gleichmäßig gebaut seien, daß der Hund sie nur dann würde unterscheiden können, wenn er, wie die angeblich lesenden und rechnenden „Elberfelder Pferde“, die Schilder zu lesen vermöchte. Der Blinde antwortete lächelnd: „Wenn Sie es nicht glauben, so warten Sie nur ab, wie der Hund sich benehmen wird!“ Als der Zug am Potsdamer Platz, also in dem Bahnhof vor dem Bahnhof Kaiserhof, sich wieder in Bewegung setzte, stand der Hund plötzlich auf und zog an seiner Leine. Als der Blinde ruhig sitzen blieb, fing der Hund an, ängstlich zu winseln, bis sein Herr aufstand. Nun sagte der Blinde, der Wagen sei gewiß sehr voll und der Gang zur Tür nicht frei. Als ihm das bestätigt wurde, erklärte er: „Sehen Sie, so macht mein Hund es immer. Wenn im Wagen nicht viele Leute stehen,

sodaß ich schnell zur Tür gelangen kann, dann gibt er mir das Zeichen zum Aussteigen erst, wenn der Zug im Bahnhof Kaiserhof hält. Wenn aber der Wagen so voll ist, daß man nur langsam zum Ausgang kommen kann, dann erhebt er sich schon sogleich hinter dem Potsdamer Platz, weil er weiß, daß wir vielleicht in der kurzen Zeit, in der der Zug im Bahnhof stehen bleibt, nicht die Tür erreichen würden, wenn wir erst nach dem Anhalten des Zuges am Bahnhof Kaiserhof anfangen, uns durch die Menschenmenge durchzudrängen. Das hat dem Hund niemand gelehrt; das hat er alles selber herausgefunden.“ — Wie mag das Tier fähig sein, zu erkennen, in welchem Bahnhof der Zug hält? Ich vermute, daß es die beiden Bahnhöfe daran erkennt, daß sie die zwei ersten unter der Erde liegenden sind, zu denen man auf der Fahrt vom Nollendorfsplatz zum Osten gelangt. Wie man aber auch das Verhalten des Tieres erklären mag, in jedem Falle zeugt es nicht nur von einer erstaunlichen Klugheit, sondern auch von einem rührenden Diensteifer für seinen Herrn.

M. S—z.

*

Tiergeschichten alter klassischer Schriftsteller.

Als die Perser Athen bedrohten, begaben sich die Athener zu Schiff und segelten nach Salamis. Beim Einsteigen waren ihnen Hunde mit kläglichem Geheul gefolgt. Der Hund des Xantippus, des Vaters Perikles', stürzte sich aber ins Meer, schwamm neben dem Kriegsschiff bis nach Salamis, fiel aber dort tot nieder. Noch jetzt wird an jener Stelle das Grabmal des treuen Tieres gezeigt.

Plutarch.

*

Als Tiberius seinen Freund, den Obersten der Leibgarde Sejanus, im Gefängnisse ermorden und in den Tiber werfen ließ, folgte dessen Hund seinem Herrn ins Gefängnis und stürzte sich dann mit ihm in den Fluß.

Dio Cassius.

*

Der Hund der Erigone ist auf dem Grabe seiner Gebieterin gestorben, ebenso der Hund des Silanion, der weder mit Gewalt noch mit Schmeichelei von dem Grabe entfernt werden konnte. Als der letzte König Persiens, Darius, in dem Kampfe gegen Alexander verwundet worden war und starb, verließen alle Menschen die Leiche, aber nicht sein treuer Hund. Der Hund des Lysimachos starb freiwillig mit seinem Herrn. Als der griechische tragische Schauspieler Polus gestorben war und verbrannt wurde, stürzte sich sein Hund in die Flamme des Scheiterhaufens und verbrannte mit ihm. Ebenso verbrannten sich des Mentor eretrische Hunde mit ihrem Herrn. Als Theodorus, ein geschickter Musiker, gestorben war, sprang sein Malteser Hündchen zu ihm in den Sarg und ließ sich mit ihm begraben.

Aelian.

AUSSPRÜCHE ÜBER DAS RECHT DER TIERE UND DIE LIEBE ZU DEN TIEREN

Die Welt ist kein Machwerk und das Tier kein Fabrikat zu unserm Gebrauch.

Arthur Schopenhauer.

*

Was erwarten wir von einer Religion, wenn wir das Mitleid mit den Tieren ausschließen?

Richard Wagner.

*

Tue deinen Mund auf für die Stummen und für die Sache aller, die verlassen sind!

Sprüche Salomonis, Kapitel 31, Vers 8.

*

Der Gerechte versteht die Seelen seiner Tiere, aber das Herz des Gottlosen ist verstockt. *)

Sprüche Salomonis, Kapitel 12, Vers 10.

*

Was ist Religion? Wahre Religion besteht darin, daß man so wenig wie möglich Leid verursacht und so viel wie möglich Gutes hervorbringt und durch das Leben Liebe, Barmherzigkeit, Wahrhaftigkeit und Reinheit in gleicher Weise pflegt. — Liebe gegen alle Wesen ist wahre Religion.

*) Diese Uebersetzung gibt nach dem Urteil von Sprachkennern den Sinn des Urtextes richtiger wieder als die Luther'sche Uebersetzung: „Der Gerechte erbarmt sich seines Viehs, aber das Herz der Gottlosen ist unbarmherzig.“

Was ist Nächstenliebe? Praktische Nächstenliebe ist die Ausführung rechter Taten, durch die irgend welchen lebenden Wesen geholfen wird, mögen diese stark oder schwach sein, und möge es auch nur die Hilfe sein, die wir einer Schildkröte oder einem kranken Vogel gewähren, ohne dabei auf den geringsten Lohn zu rechnen.

Wenn ein Mensch auch hundert Jahre lebt und seine ganze Zeit darauf verwendet, den Göttern Opfer darzubringen, so ist das alles doch bei weitem nicht so viel wert wie die Rettung eines einzigen Lebens aus reiner Liebe.

Wie eine Mutter selbst mit Hintansetzung ihres eigenen Lebens über ihrem einzigen Kinde wacht, so pflege jeder Mensch eine unbegrenzte Liebe zu allen Wesen.

Alle Wesen sehnen sich nach Glückseligkeit; darum umfange mit deiner Liebe alle Wesen. — „Wie ich bin, so sind diese Wesen; wie diese Wesen sind, so bin ich“ — von dieser Erkenntnis durchdrungen, töte man nicht, noch erzeuge man Leid.

Ein erbarmungsreiches Herz zu haben ist vor allem das Eine, das nötig ist. — Mitleid ist das innerste Wesen aller Rechtschaffenheit. Welche Tugend gibt es, die nicht im Mitleid wurzelt?

Buddha.

*

Die Art und der Grad, wie der Mensch die Pflicht gegen die Tiere erkennt und übt, bildet einen Maßstab seiner sittlichen Erkenntnis, ja, man darf sagen: seines religiösen Gefühls.

Berthold Auerbach.

*

Grausamkeiten gegen die Tiere ist eines der kennzeichnendsten Laster eines niedrigen und unedlen

Volkes. Wo man ihrer gewahr wird, ist es ein sicheres Zeichen der Unwissenheit und Rohheit welche selbst durch alle äußeren Zeichen der Pracht nicht verdrängt werden kann.

Alexander von Humboldt.

Das Mitleid bleibt immer das selbe Gefühl, ob man es für einen Menschen oder für eine Fliege empfindet. Der dem Mitleid zugängliche Mensch entzieht sich in beiden Fällen dem Egoismus und erweitert dadurch die moralische Befriedigung seines Lebens. Deshalb soll der Mensch jede Aeufßerung des Mitleids, das er für irgend ein lebendes Wesen empfindet, ganz besonders wert halten. Auch die leiseste Regung des Mitleids muß er wachsen lassen und nicht ersticken, selbst wenn es durch das unbedeutendste Ereignis geweckt worden ist. Der Mensch, der die ganze moralische Bedeutung des Mitleids begreift, wird sich von der Betätigung des Mitleids nicht durch den Gedanken abschrecken lassen, daß er sich dadurch in den Augen anderer Menschen lächerlich macht. Was liegt ihm daran, wenn er eine in einer Falle gefangene Maus, anstatt sie zu töten, freiläßt, daß er dadurch Spott und Mißbilligung erregt, wenn er nur weiß, daß er ein Tier vom Tode errettet hat, dem sein Leben ebenso teuer ist wie dem Menschen das seinige, und daß er, indem er sich dem Mitleid rückhaltlos hingab, der allumfassenden Liebe, die keine Grenzen kennt, einen Schritt näher gekommen ist.

Leo Tolstoi.

Das große Wort Buddha's: „Das bist du“ . . . mag der Egoismus nicht hören, denn es drängt uns zu viel Leid auf — und doch erschließt es uns die tiefsten

Freuden. Nur im Aufgehen des „Ich“ in einem „Du“ liegt die höchste Wonne und im Aufgehen des Ich im All die höchste Weisheit.

Nur mitleidsfähige Menschen werden daran arbeiten, die Unterdrückung, den Gewaltmißbrauch, die Grausamkeit, das Elend aus der Welt zu schaffen; und wer irgendwo das Mitleid erstickt, wer der Hartherzigkeit ein Privilegium gibt, der schadet der Mit- und Nachwelt weit mehr, als durch irgendwelche physiologische und medizinische — dabei problematische — Ergebnisse genützt werden kann.

Heute, wo der Glaubensgeist allenthalben schwächer geworden und daher das Wort Religion nicht mehr imstande wäre, jede im Namen der Religion verübte Grausamkeit zu heiligen; heute, wo das erwachende internationale Solidaritätsgefühl nicht mehr jede im Namen des Vaterlandsbegriffes geforderte Raub- und Ruinpolitik gutheißt, wo gegen die Härten des Militarismus von allen Seiten protestiert wird, heute imponiert doch den meisten Leuten noch das Wort Wissenschaft. Aber auch gegen dieses Wort, wenn es als Blendwerk gebraucht wird, muß der tapfere Geist sein unbefangenes Urteil behaupten. Nein — die Religion rechtfertigt nicht den Scheiterhaufen, der Vaterlandsbegriff rechtfertigt nicht den Massenmord, unsere sakrosankten Handelsinteressen rechtfertigen nicht die Kolonialgreuel, und die Wissenschaft entsündigt nicht die Tierfolter.

Bertha von Suttner.

Die Grausamkeit gegen die Tiere, und auch schon die Teilnahmslosigkeit gegenüber ihren Leiden ist meiner Ansicht nach eine der schwersten Sünden des Menschengeschlechts. Sie ist die Grundlage der menschlichen Verderbtheit. Ich habe niemals an

diese Millionen von geduldig und still ertragenen Leiden denken können, ohne von ihnen bedrückt zu werden. Wenn der Mensch so viel Leiden schafft, welches Recht hat er dann, sich zu beklagen, wenn auch er selber leidet?

Romain Rolland
(in einem Briefe an den Herausgeber).

*

Es ist eine heilige Aufgabe, hilflose Tiere zu beschützen gegen alle Qualen, die wir von ihnen abwenden können.

Emile Zola.

*

Die Frage ist nicht: „Können die Tiere denken?“, sondern: „Können die Tiere leiden?“ Das ist der Hauptpunkt bei der Sache.

Jeremias Bentham
(berühmter Rechtsphilosoph).

*

Die vermeinte Rechtlosigkeit der Tiere, der Wahn, daß unser Handeln gegen sie ohne moralische Bedeutung sei, . . . ist geradezu eine empörende Roheit und Barbarei des Occidents.

Erst, wenn jene einfache und über allem Zweifel erhabene Wahrheit, daß die Tiere in der Hauptsache und im Wesentlichen ganz das selbe sind, was wir, ins Volk gedrungen sein wird, werden die Tiere nicht mehr als rechtlose Wesen dastehen und demnach nicht der bösen Laune und Grausamkeit jedes rohen Buben preisgegeben sein.

Nicht Erbarmen, sondern Gerechtigkeit ist man dem Tiere schuldig. . . . Man erbarmt sich eines Sünders, eines Missetäters, nicht aber eines unschuldigen, treuen Tieres, welches oft der Ernährer seines Herrn ist und nichts davon hat als spärliches Futter.

Arthur Schopenhauer.

Eine vollständige Ethik wird auch die Pflichten gegen die Tiere in anderer Weise und aus anderen Gründen, als es bisher geschehen, in den Umfang ihrer Untersuchung aufnehmen. Und in der vollkommenen ethischen Gemeinschaft, in welcher die Idee der Menschheit verwirklicht ist, wird auch die Tierwelt ihre erhöhte Stelle einnehmen durch zweckmäßige Pflege und Erziehung, und kein unnötig Leidendes wird mehr sein.

Johann Gottlieb Fichte.

*

Die Gründe für eine gesetzliche Einmischung zugunsten der Kinder lassen sich mit gleicher Kraft auf die Tiere, die unglücklichen Sklaven und Opfer des rohesten Teiles der Menschen, anwenden. Es ist die irrtümlichste Auffassung freiheitlicher Grundsätze, wenn die Regierung vor einer exemplarischen Bestrafung der Grausamkeit gegen diese verteidigungslosen Wesen zurückschreckt, bloß weil sie das als eine Einschränkung der Freiheit betrachtet.

John Stuart Mill.

*

Das Wort „Rechtlosigkeit der Tiere“ vermag ich nicht mehr auszusprechen, ohne daß mir eine Stimme im Innern zuruft: Du sollst nicht falsch Zeugnis ablegen. . . . Die Gleichstellung von Tieren mit leblosen Sachen ist eine Roheit, welche allmählich ebenso überwunden werden wird, wie die frühere Gleichstellung von Sklaven mit Sachen einer edleren Bildung hat weichen müssen.

Alb. Friedr. Berner,
(berühmter Rechtsgelehrter).

*

Um die Millionen der menschlichen Bevölkerung baut sich eine Schutzwehr von Kirche und Staat, Gesetzen, Gerichtshöfen und Beamten, öffentlicher und privater Mildtätigkeit; während für die Hunderte von Millionen unserer Tiere kein einziges wirksames Gesetz jemals verordnet worden ist.

Geo T. Angell

(Führer der Tierschutzbewegung in den Vereinigten Staaten von Amerika).

*

Der jämmerlichste Lump, welcher keine Spur menschlicher Würde und Tugend in sich trägt, hat immer noch das Recht, das geistig entwickeltste Tier zu mißhandeln, zu töten nach seinem Belieben.

Man predigt unaufhörlich Respekt vor dem Gesetz, vor der Obrigkeit, die das Schwert trägt, und vergißt dabei, daß es zum mindesten ebenso notwendig ist, Achtung und Respekt vor der Schwäche und Hilflosigkeit zu lehren, besonders aber Barmherzigkeit mit den Tieren.

Karl Wartenburg

(demokratischer Politiker, 1826—1889).

*

Oft, wenn ich auf der Straße sehe, wie Menschen die Pferde behandeln, schäme ich mich, ein Mensch zu sein, und wundere mich, daß nicht die Steine zum Himmel schreien.

Arthur von Studnitz.

*

Diese Dinge (die Bekämpfung der Tierquälereien) in den Bereich der Ethik zu ziehen, den Begriff von den Pflichten gegen die Tiere in der Christenheit zu verbreiten, ist eines der besonderen Verdienste des 19. Jahrhunderts und zum größten Teil der protestantischen Völker. So sehr man auch den humanen

Geist anerkennen mag, welcher der Welt in der Form der Legenden von den Wüsten-Heiligen überliefert worden ist, so darf man doch nicht vergessen, daß die milde Behandlung der Tiere im großen Maßstab das Werk eines neuen und weltlichen Zeitalters ist, und daß die Inder und die Mohamedaner die Christen in diesem Punkte weit überflügelt haben.

William Lecky

(hervorragender englischer Kulturhistoriker).

*

Wirken zur Linderung menschlicher Not und zum Schutze der Tiere sind zwei Dinge für sich, die durchaus nicht in das Verhältnis von Vor und Nach gebracht werden dürfen, sondern von denen jedes für sich ein eigenes Kapitel bildet. Das Tier leidet auf seine, der Mensch auf seine Weise; man kann auch sagen, jenes sei mitleidwerter als dieser. An vielen seiner Leiden trägt er Schuld oder indirekte Mitschuld, gegen alle hat er Stützen und Trostquellen, die das Tier nicht hat, Vernunft, Sprache, Verkehr sind ihm gegeben, auf Abhilfe zu sinnen und zu wirken; Leiden des Tieres ist ähnlich dem des wehrlosen Kindes, und wer findet ein Kind nicht mitleidwert?

Friedrich Theodor Vischer.

*

Möglicherweise würde die Menschheit lieblich gekräftigt werden, wenn man alle kranken und schwachen Kinder mordete, desgleichen alle Krüppel, Stotterer, Wahnsinnigen und Trunkenbolde. Vielleicht wäre die Folge, daß im Laufe der Zeit ein lieblich vollkommenes Geschlecht entstände. Aber welchen Wert würde es haben, wenn diese Menschen gesund und kräftig, doch zugleich herzlos, muskeltark und grausam, mit einem Worte, wenn sie kluge Raubtiere wären? Niemals kann ich der Freund

eines Menschen sein, der andere Geschöpfe vivisezierte; ich wünsche nicht, seine Hand zu berühren.

Robert Ingersoll (berühmter Freidenker).

*

Es gibt Barbaren, welche den Hund ergreifen, der den Menschen in so erstaunlichem Maße an Freundschaft übertrifft, ihn auf einen Tisch nageln und lebendig zerschneiden, um euch den Kreislauf des Blutes zu zeigen. Ihr entdeckt in ihm alle dieselben Empfindungsorgane, die ihr selber besitzt. Antworte mir: hat die Natur wirklich alle diese Quellen des Gefühls in diesem Tiere angelegt zum Zweck, daß es nicht fühlen soll? Besitzt es Nerven, damit es fühllos gegen Leiden sei? Glaubet ihr wirklich an einen solchen ungereimten Widerspruch in der Natur?

Voltaire.

*

Man sagt, daß Karl IX. ein Buch über die Jagd geschrieben habe. Wahrscheinlich ist es, daß, wenn dieser Fürst die Kunst, Tiere zu martern und zu töten, weniger ausgebildet und sich nicht in den Wäldern an Blutvergießen gewöhnt hätte, er nicht so leicht seine Zustimmung zur Bartholomäus-Nacht gegeben haben würde. Die Jagd ist eines der sichersten Mittel, das Gefühl der Menschen für ihre Mitgeschöpfe zu ertöten; und diese Wirkung ist um so verderblicher, als diejenigen, welche sich gern damit beschäftigen, den höheren Ständen angehören und eines Zügels um so mehr bedürften.

Voltaire.

*

Zwischen der Grausamkeit gegen Tiere und der gegen Menschen liegt der Unterschied nur in der Verschiedenheit des Opfers. Schließt man das Tier in den Kreis der Pflichten und des Mitleids ein, wie

sie uns geboten sind, so arbeitet man an der Verbesserung des Menschengeschlechtes selbst.

Alphonse de Lamartine
(klassischer französischer Dichter).

*

Indem ich, sprach Kreisler, diesen klugen Kater betrachtete, fällt es mir wieder schwer aufs Herz, in welchen engen Kreis unsere Erkenntnis gebannt ist. Wer kann es sagen, wer nur ahnen, wie weit das Geistesvermögen der Tiere geht! Wenn uns etwas, oder vielmehr alles, in der Natur unerforschlich bleibt, so sind wir gleich mit Namen bei der Hand und brüsten uns mit unserer albernen Schulweisheit, die eben nicht viel weiter reicht als unsere Nase. So haben wir denn auch das ganze geistige Vermögen der Tiere, das sich oft auf die wunderbarste Art äußert, mit der Bezeichnung Instinkt abgefertigt. Ich möchte aber nur die einzige Frage beantwortet haben, ob mit der Idee des Instinktes, des blinden, willkürlosen Triebes, die Fähigkeit zu träumen vereinbar sei.

Ernst Theodor Amadäus Hoffmann.

*

Ich habe manchmal das Gefühl, ich bin kein richtiger Mensch, sondern auch irgend ein Vogel oder ein anderes Tier in Menschengestalt; innerlich fühle ich mich in so einem Stückchen Garten wie hier oder im Feld unter Hummeln und Gras viel mehr in meiner Heimat als — auf einem Parteitag. Ihnen kann ich ja wohl das alles sagen: Sie werden nicht gleich Verrat am Sozialismus wittern. Sie wissen, ich werde trotzdem hoffentlich auf dem Posten sterben: in einer Straßenschlacht oder im Zuchthaus. . . .

Meine Mutter, die nebst Schiller die Bibel für der höchsten Weisheit Quell hielt, glaubte steif und fest, daß König Salomo die Sprache der Vögel verstand. Ich lächelte damals mit der ganzen Ueberlegenheit meiner 14 Jahre und einer modernen naturwissenschaftlichen Bildung über diese mütterliche Naivität. Jetzt bin ich selbst wie König Salomo: ich verstehe auch die Sprache der Vögel und der Tiere. Natürlich nicht, als ob sie menschliche Worte gebrauchten, sondern ich verstehe die verschiedenen Nuancen und Empfindungen, die sie in ihre Laute legen. Nur dem rohen Ohr eines gleichgültigen Menschen ist ein Vogelgesang immer ein und dasselbe. Wenn man die Tiere liebt und für sie Verständnis hat, findet man große Mannigfaltigkeit, eine ganze Sprache. . . .

(Nachdem Rosa Luxemburg über eine von ihr im Gefängnishof beobachtete Mißhandlung eines als Zugtier benutzten Büffels und über die Bemühungen eines Lerchen=Elternpaares um ein zu früh aus dem Nest geflogenes Junges berichtet hat, schreibt sie:) Wenn dies schrille klagende Piepen unter meinem Fenster beginnt und ich die Unruhe und Sorge der beiden kleinen Eltern sehe, bekomme ich buchstäblich einen Herzkrampf. . . . Ich sage mir vergeblich, daß es lächerlich ist, daß ich ja nicht für alle hungrigen Haubenlerchen der Welt verantwortlich bin und nicht um alle geschlagenen Büffel weinen kann. Das hilft mir nichts, und ich bin förmlich krank, wenn ich solches höre und sehe. Und wenn der Star, der bis zum Ueberdruß den ganzen lieben Tag irgendwo in der Nähe sein aufgeregtes Geschwätz wiederholt, wenn er für einige Tage verstummt, habe ich wieder keine Ruhe, daß ihm was Böses zugestoßen sein mag, und warte gequält, daß er seinen Unsinn nur weiterpfeift, damit ich weiß, daß es ihm wohl ergeht. So

bin ich aus meiner Zelle nach allen Seiten durch un mittelbare feine Fäden an tausend kleine und große Kreaturen geknüpft und reagiere auf alles mit Unruhe, Schmerz, Selbstvorwürfen.

Rosa Luxemburg
in Briefen an Frau Sophie Liebknecht.*)

*

Ganze Weltalter voll Liebe werden notwendig sein, um den Tieren ihre Dienste und Verdienste an uns zu vergelten.

Christian Morgenstern.

*

Liebet die Tiere, liebet jegliches Gewächs und jegliches Ding! Wenn du alles liebst, so wird sich dir das Geheimnis Gottes in allen Dingen offenbaren, und du wirst schließlich die ganze Welt mit Liebe umfassen. Liebet die Tiere, denn Gott hat ihnen den Urgrund des Denkens und harmlose Freudigkeit verliehen. Stört sie nicht, quält sie nicht, nehmt ihnen nicht die Freude, handelt dem Gedanken Gottes nicht zuwider. Der Mensch überhebe sich nicht den Tieren gegenüber; sie sind sündlos; du aber, Mensch, mit deiner Größe, versetzest mit deinem Erscheinen die Erde in Fäulnis und lässtest Spuren der Verwesung hinter dir. Allen Tieren wäre es leichter in deiner Nähe, wenn du selber besser wärest.

Fedor Dostojewski.

*

In der Waldeseinsamkeit, umgeben von Wild, Vögeln, Mückenschwärmen und wild wachsenden Pflanzen wird der Mensch plötzlich von einem solchen Glücksgefühl erfaßt, daß er, wie er es als

*) „Briefe aus dem Gefängnis“ von Rosa Luxemburg. Verlag der Jugend-Internationale, Berlin-Schöneberg.

Kind gewohnt war, Purzelbäume schlägt und irgend jemandem danken möchte. Und es wird ihm klar, daß er hier kein Herr aus der vornehmen Gesellschaft, nicht der Freund und Verwandte von dem und jenem ist, sondern einfach ein Wesen wie die Mücke, der Fasan, der Hirsch, wie alle Lebewesen, die ihn jetzt umgeben. Und sein Herz wird voll Freude.

Leo Tolstoi.

*

Je mehr ich den Menschen kennen lerne, um so mehr liebe ich den Hund.

Michel de Montaigne.

*

Wer nie einen Hund gehalten hat, weiß nicht, was lieben und geliebt sein ist.

Von Schopenhauer zustimmend zitierter Ausspruch
des spanischen Schriftstellers Larra
(Pseudonym: Figaro).

*

Neulich sagte des Oberrichters Sohn: „Gelt, Vater, ohne Hund wär's doch nix auf der Welt.“ Gut! Wahr!

Friedrich Theodor Vischer.

*

Wie oft in Gesellschaft, die sich für so recht gebildet und interessant hält, bei all dem Gerede und Feintun, seufze ich innerlich: „Wenn doch nur ein Hund da wäre!“

Friedrich Theodor Vischer.

*

Eine der liebenswürdigsten Etappen auf Gottes Weltgang vom Guten zum Besseren ist die Schöpfung des Hundes.

Friedrich Theodor Vischer.

*

Ueber das Wedeln:

Das Lachen ist ein Vorrecht und charakteristisches Merkmal des Menschen. Jedoch hat, beiläufig gesagt, auch sein einziger Freund, der Hund, einen analog, ihm allein eigenen und charakteristischen Akt vor allen anderen Tieren voraus, nämlich das so ausdrucksvolle, wohlwollende und grundehrliche Wedeln. Wie vorteilhaft sticht doch diese, ihm von der Natur eingegebene Begrüßung ab gegen die Bücklinge und grinsenden Höflichkeitsbezeugungen der Menschen, deren Versicherung inniger Freundschaft und Ergebenheit es an Zuverlässigkeit, wenigstens für die Gegenwart, tausendmal übertrifft.

Arthur Schopenhauer.

Wie viel wedelt doch so ein Hund den Tag über! Wenn man bedenkt, daß jedes Wedeln eine heitere oder wohlwollende Empfindung ausdrückt, wenn man dann beobachtet, wie oft ein Hund wedelt: wie viel Herzensfreude, wie viel Menschenliebe, Güte zieht also den lieben langen Tag durch so eine Hundeseele! Auch wie viel Humor, denn das Wedeln ist ja auch Surrogat für Lachen. Unendlich merkwürdiges Supplement für Minenspiel; psychographischer Schwanz.

Friedrich Theodor Vischer.

Einen schönen Hund betrachtend, sagte Lenau: „Gottes Allmacht wedelt auch aus einem Hundeschwanz.“

Emma Niendorf: „Lenau in Schwaben“.

NACHWORT

Ein wahrer Tierfreund ist nicht jedermann,
Der sich an Spiel und Lust des Tiers mag weiden;
Nur wer auch mit Tieren leiden kann,
Der mag die Tiere wirklich leiden.

Franz von Schönthan.

Dieses Buch soll nicht nur die Freude am Tierleben, sondern auch das Mitleid mit den Tieren wecken und die Leser anregen, über eine der wichtigsten Fragen der praktischen Moral: über die Pflichten des Menschen gegen die Tiere nachzudenken.

Es soll den Lesern nicht nur die Augen öffnen für die Schönheit und Liebenswürdigkeit der Tiere, sondern sie auch hinweisen auf die furchtbaren Leiden, die der Mensch den Tieren bei ihrer Ausbeutung, sowie auch aus bloßer Grausamkeit bereitet, und in ihnen den Wunsch wachrufen, an der Linderung dieser Leiden mitzuarbeiten.

Unstreitig finden wir auch in der Tierwelt viele Aeußerungen roher und grausamer Triebe; und unstreitig ist der Mensch einer höheren geistigen und sittlichen Entwicklung fähig als das Tier. Aber der Unterschied zwischen der Menschenseele und der Tierseele wird in unserer Zeit von den meisten Menschen in erstaunlichem Grade überschätzt. Ganz verkehrt ist es, alle niedrigen Triebe des Menschen und alles, dessen der Mensch sich schämt, als „das Tierische im Menschen“ und andererseits

das Mitleid, die Gerechtigkeit und die Hilfsbereitschaft als das „Humane“, das „Menschliche“ zu bezeichnen. Es giebt zwar Tugenden und geistige Fähigkeiten des Menschen, die wir bei den Tieren überhaupt nicht, oder nur sehr selten und nur in geringem Grade antreffen. Diese Tugenden und Fähigkeiten kann man die „humanen“ nennen; aber die meisten der Eigenschaften, die man heute human nennt, gehören gar nicht zu denen, durch die der Mensch sich vor den Tieren auszeichnet. Mit den heute oft angewandten Ausdrücken „viehische Grausamkeit“, „hündische Niedertracht“, „besoffen wie ein Schwein“ und vielen andern werden Tiergattungen Eigenschaften zugeschrieben, die bei diesen Tieren zum Teil überhaupt nicht, zum andern Teil viel weniger als bei den Menschen zu finden sind. Es zeugt auch von falschen Ansichten vom Leben der Tiere in der Natur, wenn man den Krieg einen „Rückfall der Menschheit in die Tierheit“ nennt. Der Krieg ist nicht tierisch, sondern menschlich, man kann auch sagen: teuflisch; und durch seine Kriege beweist der Mensch, daß Gobineau Recht hatte, als er den Menschen „l'animal méchant par excellence“ (das durch seine Bosheit ausgezeichnete Tier) nannte.

Wer die Tiere gründlich und unbefangen beobachtet, wird bald zu der Erkenntnis kommen, daß solche von Güte und Klugheit zeugende Handlungen wie die, von denen die hier zusammengestellten Erzählungen berichten, von den meisten Haustiergattungen und von zahlreichen freilebenden Tieren sehr oft ausgeführt werden.

Den meisten Menschen fällt es aber schwer, die Tiere unbefangen zu beurteilen. Gerade weil die Menschen von ihnen großen Nutzen empfangen,

werden die Tiere geringgeschätzt. Denn die Menschen sehen ein, daß sie, wenn sie den Tieren edle seelische Eigenschaften, insbesondere große Leidensfähigkeit, zuerkennen, sie nicht in dem Maße ausbeuten dürfen, wie sie es heute tun. Die meisten Menschen pflegen sich ja auch einzureden, daß diejenigen Mitmenschen, die von ihnen ausgebeutet werden, nicht die feineren seelischen und geistigen Bedürfnisse und das tiefe Gefühl der höheren Menschenklassen besäßen und daher durch die Ausbeutung gar nicht oder nur wenig leiden könnten. So betrachten heute viele Leute die Arbeiter als eine tief unter ihnen stehende Menschenklasse, um die Knechtung der besitzlosen Klassen durch die Besitzenden zu rechtfertigen. Viele Männer neigen dazu, die intellektuellen Fähigkeiten und den moralischen Charakter der Frauen zu unterschätzen, um ihnen nicht die selben Rechte wie den Männern zuerkennen zu müssen. In jedem Kriege neigen die Menschen dazu, den feindlichen Völkern eine Menge niedriger Eigenschaften anzudichten, um die Verübung von grausamen und ungerechten Handlungen gegen die Angehörigen dieser Völker als berechtigte Handlungen der Notwehr hinstellen zu können. Viele Europäer unterschätzen sehr die seelischen Eigenschaften der Neger, weil sie die in den Kolonien verübten Ungerechtigkeiten gegen die Eingeborenen entschuldigen wollen. Kurz: immer, wenn sie gegen andere Menschen ein Unrecht verüben wollen, neigen die meisten Menschen dazu, sich über diese andern solche Urteile zu bilden, die ihr Unrecht in einem milderem Lichte erscheinen lassen. Und so ist auch die heutige Tierversachtung entstanden: Um sich nicht durch den Gedanken an die Leiden der Tiere hindern zu lassen bei deren Aus-

beutung, oder um den peinlichen Gedanken abzuwehren, daß es sehr feinfühlende, gemütvoll, lebenswürdige Wesen sind, die von andern Menschen so behandelt werden, als wären sie Holz oder Stein, besonders aber um das Fleischessen vor ihrem Gewissen zu rechtfertigen, verschließen sie ihre Augen vor allen den Tatsachen, die ihnen die Verwandtschaft der Tiere mit dem Menschen und ihre hohen geistigen und seelischen Eigenschaften zeigen, und unterdrücken die natürliche Tierliebe schon in ihrem ersten Aufkeimen.

Dadurch geht dem Menschen aber eine Fülle gemütererfreuender und gemütereudelnder Eindrücke verloren. Wer nicht die Seele der Tiere versteht: wer nicht gerührt und erfreut werden kann durch das Lied eines Vogels, durch den ungestümen Jubel, mit dem ein Hund seinen menschlichen Freund begrüßt, durch das ausdrucksvolle, treue Auge der Tiere, durch die Schönheit und das fesselnde Tun und Treiben aller nicht infolge der Knechtung durch den Menschen an der freien Entfaltung ihrer Natur verhinderten Tiere, der ist des tiefsten Naturgenusses unfähig.

Indem wir in den Menschen die Liebe zu den Tieren wecken, erschließen wir ihnen eine Quelle reinster Freuden; und indem wir sie schon in der Jugend anleiten, diese Liebe zu betätigen, gewöhnen wir sie daran, die schwächeren, von ihnen abhängigen Wesen vor Leiden zu schützen und zu erfreuen. Schon in der Jugend müssen die Menschen sich darin üben, gegen schwächere Wesen gütig zu handeln und boshafte Triebe zu beherrschen. Die Menschen erhalten aber in der Jugend selten Gelegenheit, andern Menschen Gutes zu tun; wohl aber können sie täglich Tieren Wohltaten erweisen. —

Selbst wenn die Tiere so wenig leidensfähig wären, daß die Tierquälerei an sich nur ein kleines Uebel wäre, müßte der Tierschutz als ein Mittel zur Erziehung der Menschheit viel mehr angewandt werden, als es heute üblich ist. Denn die kleinen Uebel sind die Wurzeln der großen; wenn wir die kleinen Missetaten dulden, so geben wir dem Teufel den kleinen Finger, und er nimmt die ganze Hand. Und deshalb ist die Tierschutzbewegung eine der höchsten und heiligsten Bewegungen der letzten Jahrtausende, weil sie die Menschheit mahnt, nicht dem Teufel der Grausamkeit den kleinen Finger zu reichen. Die wichtigste Aufgabe des Erziehers ist, die Menschen vor den kleinen Zugeständnissen an das Böse zu warnen, sie von Handlungen zurückzuhalten, die sie zwar bei gründlichem Nachdenken als verwerflich erkennen, gegen die sich ihr Gewissen aber noch so wenig auflehnt, daß es ihnen leicht fällt, die moralischen Bedenken zu überwinden.

Tierschutz ist Menschenschutz: wir schützen durch ihn die Menschenseele vor Verrohung.

Aber auch wenn das Verhalten der Menschen gegen die Tiere gar keinen bemerkbaren Einfluß auf ihr Verhalten gegen die Mitmenschen ausübte, und wenn der Tierschutz den Menschen überhaupt keinen Nutzen brächte, gehörte die Verbesserung der Lage der Tiere zu den wichtigsten sittlichen Forderungen unserer Zeit. Denn die Leiden, die heute der Mensch den Tieren bereitet, sind ungeheuer groß; jedes leidensfähige Wesen aber hat das Recht, von allen Leiden verschont zu werden, die nicht zur Verhütung größerer Leiden nötig sind. Das ist eine niedrige Moral, die nur die Rechte „alles dessen, was Menschenantlitz trägt“, und nicht die aller Wesen, welche leiden können, anerkennt.

— Der Mensch erfüllt noch nicht seine Pflichten gegen die Tiere, wenn er selber tierquälereische Handlungen unterläßt; er schuldet ihnen auch positive Wohltaten. Denn jeder Mensch, auch der Vegetarier, hat täglich Nutzen von der harten Arbeit von Tieren und benutzt tierische Stoffe, die nicht ohne Schädigung des Wohlseins der Tiere gewonnen werden können. Cuvier nennt die Zähmung des Hundes die wertvollste Eroberung, die der Mensch je gemacht hat. Ebenso wertvoll, vielleicht noch wertvoller als die Dienste des Hundes sind die des Pferdes. Ohne die opferwilligen Dienste von Tieren wäre die Kultur auf einer sehr tiefen Stufe stehen geblieben. Es gehört zu den größten Schandflecken der Menschheit, daß sie die Liebe, die Dienstwilligkeit und das Vertrauen gutmütiger Tiere mit so ruchlosen Quälereien vergilt.

Zur Benutzung tierischer Arbeitskraft und tierischer Stoffe ist der Mensch innerhalb gewisser Grenzen berechtigt; aber er übernimmt durch sie die Verpflichtung, den Tieren auch Wohltaten zu erweisen, durch die der ihm von ihnen bereitete Schaden so weit wie möglich ersetzt wird. Eines aber können wir den Tieren nicht ersetzen, wenn wir es ihnen einmal genommen haben: das ist das Leben. Deshalb sollte jeder Mensch mit der größten Gewissenhaftigkeit die Frage untersuchen, ob er zu einer Lebensführung berechtigt ist, die Tieren das Leben kostet.

Es ist für manche Menschen nicht leicht, ihr Leben von jedem Unrecht gegen die Tiere reinzuhalten; und die Bekämpfung der Tierquälerei erfordert schwere Opfer. Aber die Not der Tiere ist so groß, und die heutige Roheit gegen die Tiere, sowie die falschen Ansichten von der Tierseele und von dem

Tierleben in der freien Natur üben auf die ganze sittliche und geistige Entwicklung der Menschheit und auf ihre ganze Lebensführung einen so unheilvollen Einfluß aus, daß wir auch nicht davor zurückschrecken dürfen, uns schwere Opfer aufzuerlegen, um uns nicht durch unsere Lebensführung mit-schuldig an der Vermehrung der Leiden der Tiere zu machen und um auch an der Veredlung des Ver-haltens der andern Menschen gegen die Tiere mitzu-arbeiten.

Magnus Schwantje.

SCHRIFTEN-VERZEICHNIS

Eingehender als es ihm im vorstehenden kurzen Nachwort möglich war, hat der Verfasser dieses Buches seine Ansichten über die sittliche Bedeutung des Verhaltens des Menschen gegen die Tiere in den folgenden Schriften ausgesprochen. Der größte Teil des Nachwortes ist einigen dieser Schriften entnommen. Verlag: Bund für radikale Ethik, e. V., Berlin W. 15, Düsseldorforfer Straße 23.

Radikalismus und Idealismus. 32 Seiten.

Hat der Mensch das Recht, Fleisch zu essen? 2. Auflage. 80 Seiten.

Schopenhauer's Ansichten von der Tierseele und vom Tierschutz. Kritisch dargestellt und ergänzt. 40 Seiten.

Tiermord und Menschenmord, Vegetarismus und Pazi-fismus. 16 Seiten.

Die Beziehungen der Tierschutzbewegung zu andern ethi-schen Bestrebungen. 2. Auflage. 24 Seiten.

Ueber Richard Wagner's ethisches Wirken. 32 Seiten.

Gründe gegen die Vivisektion. 48 Seiten.

Oeffentliche Disputation über die Vivisektion, gehalten im Physiol. Institut der Universität Bern. 2. Aufl. 40 S.

Der Tierschutz im deutschen Strafgesetz. (Aus der „Frankfurter Zeitung“.) 16 Seiten.

Die Verwerflichkeit des Jagdvergnügens, insbesondere der Hetzjagden. 32 Seiten.

Das Recht zur Gewaltanwendung. 48 Seiten.

INHALT

Emile Zola: Die Liebe zu den Tieren	5
Marie von Ebner-Eschenbach: Die Spitzin — Krambambuli	14 28
Peter Rosegger: Ein interessanter Fall	43
Christian Wagner: Aus seinen Werken	52
Manfred Kyber: Stumme Bitten. — Auf freiem Felde	59
Curt Biging: Das Kamel von Nazareth	65
Iwan Turgeniew: Der Sperling. — Der Hund	68
Christian Morgenstern: Mensch und Tier	70
Friedrich Schiller: Der Alpenjäger	71
Friedrich Hebbel: Auf das Tier. — Der Brahmine	73
Justinus Kerner: Das Kalb	77
Adalbert von Chamisso: Der Bettler und sein Hund	78
Renate Pfannschmidt-Beutner: Ein Mißklang	80
Hans von Wolzogen: Der kleine Fink	81
Magnus Schwantje: Beethoven als Tier- schützer	85
Peter Kropotkin: Gegenseitige Hilfe (Aus- züge)	89
Kurze Geschichten von der Tiere Liebe, Treue und Klugheit	97
Aussprüche über das Recht der Tiere und die Liebe zu den Tieren	114
Nachwort	128

Verzeichnis der bisher erschienenen Bände auf der letzten Seite.

**VERLAG
DER NEUEN
GESELLSCHAFT
BERLIN W 15**

*Jugendbücher
der Neuen Gesellschaft*

Band 1: LEO TOLSTOI.

Eine Auswahl f. d. reifere
Jugend. 6.—11. Tausend.

Band 2: AMERIKA, Leben,
Arbeit u. Dichtung. Her-
ausgegeben von Arthur
Holitscher.

Band 3: HEINRICH HEINE.

Eine Auswahl. Heraus-
gegeben von Nora
Zepler.

Band 4: DIE LIEBE ZU

DEN TIEREN. Er-
zählungen, Gedichte und
Abhandlungen. Heraus-
gegeben von Magnus
Schwantje.

Jeder Band vornehm kartoniert
1.50 M. Grundzahl.

Weitere Bände in Vorbereitung

*Romane
der Neuen Gesellschaft.*

Band 1: ERNEST POOLE,
DER HAFEN. Ein Le-
bensbild aus dem New-
Yorker Hafen. Gebunden
5.— M. Grundzahl.

Band 2: SHAW DES-
MOND, DEMOKRATIE.
Ein Roman aus der eng-
lischen Gewerkschafts-
bewegung. Gebunden
3.— M. Grundzahl.

Band 3: W. NITSCHKE,
DER NEUE GLAUBE.
Das Werden eines deut-
schen Arbeitmannes.
Broschiert 2.25 M.;
geb. 3.— M. Grundzahl.

Buchpreis = Grundzahl
× jeweiliger Schlüsselzahl.